Korff
Nord
Afrika



1895

Emanuel Korff.

Weltreise-Tagebuch

1895.

Fünfter Band.

Nord-Afrika.

(1896)

Inhalt.

Als Manuscript gedruckt.

Nord-Afrika

1895.

Tripolis. Tunis.

Quid novi ex Africa? Was giebt's Neues aus Afrika? erklang es zur Zeit in Rom in Aller Munde, als Scipio kolonialpolitisch sich den Namen Africanus erwarb und wiederholt, wie Moltke vor Paris, die erregten Gemüther in der Heimat mit „vor Karthago Alles beim Alten" beruhigte. Die Toga der Imperatoren war roth, die der Nobili und Senatoren war mit rothem Menanderstab bordürt. In der Syrthe, dem alten Gabes gegenüber, an den Inseln Djerba und Kerkena gaben die Muscheln den karminrothen Saft, und das dortige Wasser machte das Färben der Stoffe so waschecht, wie kein anderes in der Welt Ebenso wie das Flüßchen bei Sardes in Kleinasien die Haltbarkeit der Farben in der Wolle fast unzerstörbar

macht, was den Werth der sogenannten Smyrnaer Teppiche ausmacht. Kurz, Rom hatte dort Sakto- reien, Gewohnheit wurde bald zum Recht, und der Grund zum üblichen Spektakel war schnell gefunden. Also auf nach Afrika! Die Phönikier an der Levante (erschrick nicht, lieber Leser) dachten: Kannst du hier nichts Großes finden, so nimm einen Theil vom Anderen, wo es zu kriegen ist. Sie waren es, die Europa mit den Handelsinteressen Nord-Afrikas ver- knüpften und endlich den Machtgelüsten der Römer weichen mußten. Die semitischen Profile findet man in den Handels-plätzen am Ufer des Mittelmeeres überall wieder, im alten Karthago aber erinnern nur einige Grabsteine in phönikischer Schrift, daß hier Moses, Isaak und Simon begraben sind. Im Volk der Tuareggs im Innern der Sahara haben Werk- zeuge wie Hammer, Beile, Spaten und andere, phö- nikische Namen, sonst fehlt jede Spur. Es hatte viel Blut gekostet. Ja auf der Byrsa hatte Heldentod und das siegreiche Schwert den Abschluß der alten und den Beginn einer neuen Zeit besiegelt. Noch viel war zu thun, und welche Kraft und Genialität zeigen nicht die erstaunlichen Seldzüge Hannibals, die Rom erbeben machten. In römischem Recht und weisem Walten blühte das Land in Kultur und Reichthum. Heute noch zeugen Trümmer von dem Umfang der Wasserleitungen, Tempel, Paläste etc. In el Djem

steht unvermittelt in der Wüste eine Arena in weißem Marmor für 8000 Sitze. 1875 hatte ich mir von Algier aus eine kleine Karawane zusammengestellt von sechs Pferden und zehn Kabylen, mit denen ich auf archäologische Studien loszog. Bis Lambessa war Alles sehr schön gegangen. Es war im Juli, und die Hitze stieg in der Mittagsstunde auf 43° Reaumur. Die Kürze meines Urlaubs (ich war damals Kommandeur des 15. Ulanen-Regiments in Straßburg) drängte mich vorwärts. Ich ritt einen prachtvollen weißen Esel, hatte mich gegen die Sonne mit so viel weißen Burnussen behängt, daß sie Tischzeug für 24 Personen abgegeben hätten. Im Schoß trug ich eine Melone, um von Zeit zu Zeit, ohne etwas davon zu genießen, meinen schnell gedörrten Gaumen zu netzen. Wenn ich nicht als Letzter ritt mit erhobenem Tamarindenstab, verlängerte sich meine Karawane gleich um Kilometer. Die Kabylen wollten täglich mehr Hammelbraten, mehr Bakschisch, wurden täglich dreister, schnitten mir die Wassersäcke auf, und in der Arena von el Djem desertirten drei Mann mit Pferden und meinem guten Esel. Da hörten dann natürlich die archäologischen Betrachtungen auf. Ich hatte höhere Ziele — ich mußte meinen Esel wiederhaben. Ich wurde fürchterlich, zog auf Abenteuer aus; mein Sais folgte mir wie Sancho Pansa, aber nach 36 Stunden kehrten wir siegreich,

wenigstens mit den Handpferden zurück. Sonnenstiche müssen damals noch nicht erfunden gewesen sein, sonst hätte ich wohl darauf Anspruch machen dürfen.

Interessant war es mir, bei Lambessa, Tebessa und Timgad in den Mosaikfußböden römischer Tempel gleichzeitig neben heidnischen Grablegungen auch das christliche Kreuz feststellen zu können. Marsala und Trapani mit dem hohen Felsenkastell Guilelmo in Sizilien waren der Ausgangspunkt aller italienischen Wünsche und Hoffnungen auf Afrika und sind es bis heute noch geblieben.

Höchst wunderbar und merkwürdig ist doch der Einblick in die Geschicke der Völker. Man sieht im Laufe der Zeiten Glanz und Verfall und findet oft keinen genügenden Grund und Erklärung dafür. Sehr viel öfter aber wird man durch Wandlungen überrascht und achtet der Vorboten nicht. Unsern Krieg 1866 soll durchaus der Schulmeister gewonnen haben, und die meisten großen Politiker waren fassungslos, daß das kleine Japan das riesige China niederwarf. Der Schulmeister war es nicht, der die Mongolen aus der Umgegend von Peking siegreich bis in die Gefilde Schlesiens führte — es war die rohe Gewalt. Habsucht, Rache, Eitelkeit ist die Bestie im Menschen, die vorwärts treibt, der Wunsch seine Heimat, das Ziel der Genuß. Die Lawine des Mohamedanismus ebnete

sich den Weg durch Zerschellung des Kastenwesens. Die Ueberzeugungsmärtyrer waren stets nur seltene Ausnahmen, die Abneigung gegen körperlichen Schmerz allgemein. Wozu thörichter Wortstreit. Wer anderer Meinung ist, sollte immer nur gehauen werden. Das wäre der einfachste Weg zur Glückseligkeit. Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet. Amru hatte bei der Besitzergreifung von Aegypten gesagt, im Koran steht Alles, was uns nöthig ist, daher ist alles Andere überflüssig. Feuer und Schwert bewiesen die Richtigkeit dieses Satzes. (Wie? Sagte da Einer was? ich will nicht hoffen, daß sich da Jemand in Ungelegenheiten bringen will!) Wie das Eichkätzchen in der Trommel unablässig der Bewegung entgegenklettert, so bewegt sich Alles auf der Erde nach Westen, und wenn er nicht mehr weiter kann, steht der gewaltigste Sieger wie die melancholische Jungfrau am Ufer und läßt mit den scheidenden Strahlen der scheidenden Sonne seine geheimsten Wünsche und Hoffnungen in die Fluten gleiten. Die siegreiche Bewegung der Sarazenen war schon deshalb nicht mehr aufzuhalten, weil sie keinen Widerstand fanden. In Bedrängniß und Noth hatte sich in Cambessa ein Konzil von 14 christlichen nordafrikanischen Bischöfen zusammengefunden — als aber einige wegen unfreundlicher Redensarten gespießt wurden, traten die übrigen wie die ganze Landesbevölkerung zum

Islam über. An der Spitze der neuen Glaubenskämpfer war der Sultan Edris, unbestrittener Nachkomme des Propheten Ali. Der heutige Kaiser von Marokko ist der direkte Nachkomme nnd daher mit Recht Chalif, was der Sultan in Konstantinopel nicht beanspruchen durfte.

Où est la femme? Nur andeutungsweise sei hier bemerkt, was hier nur in losem Zusammenhange steht, daß Rodrigo aus Rache wegen geraubter Tochter die Mohren aus Afrika nach Spanien rief, und der Feldherr Tarik den südlichsten Gebel (Berg) — daher Gibraltar — zum Ausgang seiner Siege machte, die den Halbmond bis Soisson im nördlichen Frankreich führten und viele Jahrhunderte Spanien mit Glück und Glanz beherrschten, Europas Kunst und Wissenschaften neu belebten und bis auf den heutigen Tag beeinflussen.

Wir schreiben arabische Zahlen, rechnen mit Algebra, kennen altgriechische Philosophen durch lateinische Uebersetzungen aus dem Arabischen. Die Höfe der Omejaden und Mohaviden in Cordova und Granada waren Akademien der Künste und Wissenschaften. Wir zeichnen Arabesken und spielen die Laute, und Niemand denkt dabei an Araber. Als Boabdil, der letzte Mohrenfürst, die Alhambra in Granada verließ, blieb sein Schwiegersohn im Schlosse Belise zurück, nahm den Namen Palavicini an und trat zum Christenthum über.

Die letzte directe Nachkomme Palavicini habe ich noch persönlich gekannt Sie heiratete in Genua den Duca di Durazzo. Ihr Sohn hat das von Fremden viel besuchte Palais der Stadt Genua geschenkt.

Wenig charaktervoll sagt der große Talleyrand: Es hätte zu seinen Lebzeiten keine Regierungsform in Frankreich gegeben, mit der er sich nicht geeinigt hätte. Diesen elastischen Vorzug haben, wenn es ihnen Vortheil brachte, die Juden in allen Ländern gehabt. Ihre Klugheit und Handelsgeschick hatte sie in Spanien reich und ansässig gemacht. Bei der Ueberflutung der Mauren wünschten sie ihren Besitz zu schützen und waren durch ihre orientalischen Wechselbeziehungen den Mohren hilfreich und nützlich. Diese Güte haben ihnen weder die Spanier noch die Mohamedaner vergessen, denn nach dem Abzug der Mohren wurden die Juden in Spanien auf das Peinlichste durch die Inquisition drangsalirt; schließlich wurde eines Jahres den 11. März befohlen, daß am 18. Juni kein Jude mehr im Lande sein dürfe. In unzähligen Fällen reducirte sich der ganze große Besitz in dem heute in den Familien zur Erinnerung noch aufbewahrten Hausschlüssel. Die Mohren nahmen ihre vertriebenen Bundesgenossen willig in Afrika auf, ließen sie tolerant gewähren, aber bis heute nicht aus einer gewissen gedrückten Ausnahmestellung herauswachsen. Dies ist der Grund, daß den spanischen Juden im öffentlichen Geschäfts-

verkehr eine klebrige Machination anhaftet. Die Jüdin in Nord-Afrika hat durchaus nicht die verdächtige Gesichtsform, die wir so häufig an polnischen Juden nicht bezaubernd finden, sondern erinnert mehr an die Idealtypen der Düsseldorfer Malerschule der dreißiger Jahre, und es giebt sogar häufig überraschend schöne Frauen. Mann und Frau fühlen das Bedürfniß, sich in den öffentlichen Dienst zu stellen, und ist der Begriff der Ehrenrührigkeit in Auswahl der Anbietungen auf anderer Basis als bei uns aufgebaut und nur durch Vortheil und Preis geregelt.

Der Mohamedanismus ist dem Verfall gestiftet, weil ihm das Gesetz der Erbfolge fehlt. Das klingt absurd, da er schon 1500 Jahre besteht und Millionen Bekenner zählt. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, und alles Schaffen und Erringen wird auf eine Generation bedacht. Die nächste Generation kann für sich selber sorgen. In der Herrschaft folgt nicht der Sohn auf den Vater, sondern das nächstälteste Glied der ganzen Familie. So weiß also Niemand, für wen er arbeitet, und der Nachfolger dankt nichts seinem Vorgänger, sondern läßt dessen Schaffen zum abschreckenden Beispiel absichtlich zerfallen, um seinen eigenen Ruhm durch andere Erfolge nicht zu beeinträchtigen. Es ist dies sehr zu beklagen, da das Können und die Genialität arabischer Baumeister selbst in Trümmern noch bewunderungswürdig ist. Das

Klima und Massenausdruck drängt zur Würfelform in offenen und geschlossenen Hallen. Meisterhaft stilgerecht ist die Unterbrechung der monotonen Fläche.

Stalaktitenzierrath in bunten Farben wirkt wegen der unendlichen Wiederholung desselben Motivs nicht zerstreuend. Ueber Allem aber wölbt sich in vollendeter Form eine Kuppel, deren einfache Nachbildung nach Jahrhunderten selbst unseren besten Architekten immer noch nicht gelingen will. Selbst wenn sie Regierungsbauräthe sind. Der preisgekrönte Wallot sollte nachträglich wegen seiner Kuppelei auf dem Reichstagsgebäude in Anklagezustand versetzt werden. Weder in Spanien noch in Nord-Afrika existirt ein arabisches Bauwerk, das nicht Säulen, Bogen, Werkstücke u. s. w. von zerstörten Römerbauten verwendet hätte. Die Thürme sehen wie viereckige Kantel aus. Nach der Beschreibung würde man sich darunter nur eine Geschmacklosigkeit denken können. Dieses Kantel aber ist in Abschnitte gegliedert, mit Bandflächen geschmückt, trägt auf dem Haupt ein verjüngtes Kantel, welches wiederum geschmückt ist. Staunend steht man vor dem Rätsel, daß es den Baumeistern gelungen ist, solchen Formen neuen Zauber zu geben. Als Vorbild für alle diese Thürme erscheint die Giralda an der großen Moschee in Sevilla, doch keine ihrer Nachbildungen erreicht sie an Schönheit und Grazie.

Wir sehen jetzt nur den Verfall dessen, was die Araber geschaffen hatten, und erkennen nur instinctiv das, was sie zerstörten. Diese gewisse Blüte zweiter Klasse, die die Römer ihren Colonien verliehen, ist erst neuerdings wieder ausgegraben und entdeckt worden. Manches habe ich ja selbst dazu beigetragen, bewegt man sich aber in den dortigen Gefilden, so wird die Reflexion unaufhörlich wachgerufen durch die Kontraste, denen man überall begegnet.

Unzweifelhaft war die Sahara früher ein Meer und das Mittelmeer ein Gebilde fruchtbarster Landschaften. Vielleicht zu der Zeit, als vulkanisch der Gebirgsstock der Alpen emporgehoben wurde, mögen sich diese Mittelmeerlandflächen gesenkt haben und das ganze Saharameer floß, Alles verschlingend, in dieses neue Loch. In der Sahara blieb kaum ein Tropfen Wasser zurück, überall aber salzige Reste und Meeresboden-Ueberbleibsel. Inseln waren als Oasen stehen geblieben.

Das Mittelmeerloch ist immer noch nicht voll! Bei Gibraltar sowohl wie bei Konstantinopel strömen die Wassermassen des Atlantischen Oceans und dort des Schwarzen Meeres mit dreizehn Knoten in der Stunde Geschwindigkeit ins Mittelmeer. Falb arrangirt in der Gegend alle vier Wochen kleine Erdbeben, um daran zu erinnern, daß ebenso gut auch mal wieder ein großes kommen kann. Da wir aber damals nicht

dabei waren, um alle das Ach und Weh zu sehen, fahren wir getrost nach Griechenland und Stromboli und Ischia und sehen immer noch mehr Wasser in das neue Loch fließen. Der Nil allein bringt siebenmal mehr Wasser als das ganze Flußnetz von Deutschland hinein. Ob das andere Woche wohl fertig sein wird?

Der Wind und der Wunsch kennt keine Schranken. Der erstere trug Pflanzensamen über die Wasser, und neugierig tappten die Menschen nach. Die Schwarzen kamen vom Aequator, die Weißeren vom Norden. Ich will nicht die Entwickelung der Menschheit aus der Fadenalge herleiten. Da fehlen mir nur ein paar nöthige Verbindungsglieder. Es scheint aber doch sehr wahrscheinlich, daß die Menschen früher alle schwarz und ganz behaart waren, auf allen Vieren liefen und ein gespaltenes Maul hatten. Das Leberfleckchen, zuweilen auftretende Hasenscharte und einige Haare erinnern immer noch an diesen Zustand. Die Erinnerung an den thierischen Zustand durch die Haare hofft man in ein paar Jahrhunderten gänzlich geschwunden zu sehen.

Die neue Wasserscheide hatte nicht genau die Farbengrenze eingehalten, so daß im südlichen Frankreich noch dunkler gefärbte Bevölkerung sich erhalten hat; der die neue Saharawüste nach Norden überwandernde Aequatorialschwarze vermischte sich mit

arischen Rassen, aus denen der Mischmenschenschlag entstand, den man dort antrifft.

Als soweit Alles in schönster Ordnung war, gaben noch durch Jahrhunderte hindurch die weißen Römer, namentlich aber die Westgothen von Spanien aus ihren Segen in den Farbentopf, so daß viele historische Kenntnisse und ein geübter Blick dazu gehört, um in dem Farben- und Formenchaos einigen Boden zu finden. In alle dem Wirrwarr ist ohne Zweifel stets der Aequatorialneger (Tuareg) und stets der Jude herauszukennen. Der Gothe in rosigem Teint und röthlich-blondem Haar kann sich unter dem dicksten Burnus nicht verleugnen. Das Raubvogelprofil kennzeichnet den Türken, schlanke, leichte Gestalt und kleiner, runder Kopf den Numidier. Die unabhängige Gebirgslebensweise hat dem Kabylen einen eigenthümlichen Stempel aufgedrückt, der ihn vom Beduinen der Ebene vortheilhaft unterscheidet, und auch der Riffpirat hat seinen Zauber in diesem Völkermuseum.

Sie kamen Alle, Alle, und sind ein Herz und eine Seele. Die Vandalen aus der Gegend von Jauer, die Araber aus Bagdad, und Alle sind gleich arbeitsscheu, mißtrauisch, habsüchtig, gewaltthätig, roh, unzuverlässig und abergläubisch. Alle, Alle werfen sich gen Mekka nieder und rufen: „Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet."

Man sieht es ja in der ganzen Natur, daß Krieg der einzige normale Zustand auch für die menschliche Gesellschaft ist. Nur unsere brutale Größe läßt uns ein Recht zu herrschen anmaßen, das eigentlich den viel feiner entwickelten Bienen oder Ameisen zukommen sollte. Was haben diese kleinen Thiere für herrliche Gesetzordnungen, weise Einrichtungen und Lebensgewohnheiten. Kein Parlamentsgewäsche, kein Wortzank, keine Stadtverordneten. Alle Tage wird ein frischer, fröhlicher Raubzug unternommen, den Schwächeren die Beine ausgerissen; die Sieger leben wie Gott in Frankreich. Wenn der Kampf aufhört, hört der Ruhm, die Thatkraft auf, niedere Leidenschaften zerstören den herrlichsten Ameisenhaufen. Der geheiligte Roßschweif des Chalifen Edris war bis an den Sonnenuntergang (Magreb) Alles bezwingend vorgedrungen und es blieb nichts Anderes übrig, als den Säbel mal wieder einzustecken. Nun kam die Zeit der Ruhe. Man war des vielen Reitens müde geworden. Pferde und die eigene Leber waren zu dick geworden, der Weihrauch vergangener Tage hatte alle Thatkraft betäubt. Zu erobern hatte man verstanden, zu regieren nicht. So hatte man es in Fez fast gar nicht bemerkt, daß die fernen Statthalter sich gar nicht mehr um den Chalifen kümmerten; Tribut und Heeresfolge wurden straflos verweigert und ohne Eklat und Katastrophe war

Nord-Afrika in einzelne selbständige Reiche zerfallen. Der Dey von Algier befestigte hoch über der Stadt seine Burg Kasba und ließ Gott einen guten Mann sein. Seine Unterthanen wurden zu Seeräubern und Straßendieben erzogen. Aus Gefangenen wurde Lösegeld geschunden, unter Anderen schmachtete der spanische Dichter Calderon lange Jahre dort in Kerker und Sklavenarbeit. Für die Thronfolge wurde regelmäßig mit Gift und Dolch gearbeitet.

Vor etwa 70 Jahren hatte wieder mal der französische General-Konsul eine Reklamation wegen grober Piraterie, die der Dey höchst eigenhändig mit ein paar Maulschellen zu beantworten für geeignet fand. Bald darauf landete der General Bugeaud mit stattlicher Armee, eroberte Algier, verjagte den Dey — und seit der Zeit ist Algier französisch. Der Kampf zog sich in verschiedenen Theilen des Landes noch bis in die vierziger Jahre hinein und reihte in den Ehrenkranz der französischen Armee manch schönes Blatt, vor Allem beim Kampf um Constantine. Die jungen Prinzen Aumale und Joinville erwarben sich hier Lorbeeren, aber auch die Gegner unter Abd el Kader erstritten Bewunderung und Ruhm. Zuerst war Abd el Kader Staatsgefangener im Schlosse Amboise in der Touraine, dann lebte er mit hoher französischer Pension in Damascus. 1869 hatte ich die Ehre, bei Eröffnung des Suezkanals in Ismailia

diesem merkwürdigen Manne durch den damaligen Kronprinzen Friedrich vorgestellt zu werden. Ich war damals Eskadrons-Chef, der Kronprinz leitete zur Standesbezeichnung ein: Mein Vater, der König Wilhelm, hat dem Emir Baron Korff einen Tribus von 100 Pferden anvertraut. Abdel Kader richtete die Augen gen Himmel, zog die Luft nach innen durch die Zähne und sagte wie in höchster Bewunderung: O, mögen sich Deine Pferde vermehren! Als ich ihm von Algier sprach, ging er in Rücksicht auf seine französische Pension nicht darauf ein. Es war nicht meine Absicht gewesen, mit ihm ein politisches Gespräch zu beginnen, sein Verhalten aber zeigte mir aufs Neue, daß Orientalen wohl oft das Nöthige unterlassen mögen, aber niemals etwas Taktloses thun werden. Der feierliche Ernst ihres Wesens und die bilderreiche Sprache wirkt auf mich stets wie schöne Musik oder gute Verse.

In Tunis vollzog sich die Kulturentwicklung im Laufe der Jahrhunderte ähnlich wie in Algier, nur daß die geographische Ecke, an der die Passanten im Mittelmeer sich öfter stießen, die Leidenschaften lebhafter aufeinander platzen ließ.

Im aufsteigenden Ast arabischen Glanzes setzten sich tunesische Handels- und Eroberungsgelüste in Süd-Italien, Sizilien und anderen Inseln fort, deren Spuren man bis heute dort deutlich erkennen kann.

Der Sultan der Osmanen hatte keine Zeit mehr, sich mit dem Magreb zu befassen, und weil es einmal Mode geworden war, in kurzsichtigem Unverstand so viel Nationalkraft in Kreuzzügen zu vertrödeln, überzog Ludwig der Heilige gelegentlich auch mal Tunis mit einem großen Kriege. Der Prophet aber hatte es anders gewollt. Das abenteuerliche Heer geriet in arge Bedrängniß und Noth. Die Pest lichtete die Reihen und raffte auch den königlichen Anführer dahin.

Das Siegesbewußtsein der Tunisen übte milde Toleranz und gestattete den kraftlosen Resten der Kreuzfahrer ungehinderte Rückkehr in die Heimat. Natürlich wurde Ludwig erst heilig gesprochen und später errichtete ihm König Louis Philipp auf dem Trümmerfelde des alten Karthago eine Gedenkkapelle.

An der Nordküste von Tunisien bei Biserta und Kalle begegnen sich die ins Mittelmeer von beiden Seiten einströmenden Wasser und bäumen sich selbst bei schönstem Wetter haushoch im Kampf der Kräfte. Die Fahrstraße bis Sizilien ist schmal und auch die Winde an diesen zugigen Ecken springen ungeregelt hin und her. Segelschiffe sind hier oft sehr in Nöthen und hilflos. Am gefährlichsten aber war ihnen durch viele Jahrhunderte hindurch die dreiste Intelligenz tunisischer Seeräuber, welche der Schrecken der ganzen Küste des Mittelmeeres wurde. Habsucht, Rache,

Ruhm ließen sie über Nacht, gerufen oder ungerufen, bald hier bald dort erscheinen. Die alten Schutzthürme, die Vorgebirge und Buchten so malerisch machen, reden heute noch davon, der dunkle Teint in Sizilien und die wolligen Köpfe um Neapel aber tragen stark arabische Beimischung.

Ob Tripolis mit Tunis vereinigt war, richtete sich ganz nach der Stärke oder Schwäche der regierenden Paschas.

Erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit machte der Sultan in Konstantinopel den Versuch mit Glück, sein Vorrecht auf das Ländchen für sich in Anspruch zu nehmen, indem er die Verantwortlichkeit dortiger Uebergriffe auf sich nahm. Der Pascha wurde dort als Gouverneur bestallt, eine Art Garnison etablirt, einige Steuern eingetrieben und im Uebrigen gegen alle europäischen Mächte protestirt, sowie mal der Name Tripolis genannt wurde. Das Verfahren hat sich bewährt, denn jetzt ist Alles wieder in Lethargie versunken und beschauliche Stille und Langeweile lagert sich über diesen orientalischen Leichnam. Sein größter Schutz ist seine Ablegenheit und das seichte Wasser in der ganzen Syrthe. Nur sehr flachgehende Schiffe können die Rhede erreichen, und wenn sie da sind, ist es sehr fraglich, ob die Kosten der Fahrt gedeckt werden, da Import und Export nicht viel ins Gewicht fallen.

Tripolis ist der Ausgangspunkt für die Karawane nach dem Tshad-See und für einen Afrikaforscher sehr interessant zu besuchen, um Vieles kennen zu lernen, was andere Plätze doch nicht in der unberührten Reinheit wiedergeben. Ich lernte es vor 20 Jahren im Verein mit dem jetzigen Kitschner Pascha kennen, den ich auf dem kleinen Dampfer fand, der uns von Malta dort hinbrachte. Overweg, Barth, Ida Pfeiffer, Nachtigall, Tinne und Andere traten von hier ihre Wüstenreisen an. Tripolis hat etwa 20,000 Einwohner, ist von alten hohen Mauern festungsartig umgeben und macht den Eindruck, als ob es in der Weltgeschichte gänzlich in Vergessenheit gerathen wäre. Die alte Citadelle und 4 bis 5 große Moscheen recken sich hoch genug hervor, wie es scheint aber nur, um durch feierlichen Ernst Schäbigkeit und Verfall zu bemänteln. Die Geschäftigkeit von etwa 2000 Juden beleben diese historische Erinnerung, wenn aber aus Bornu oder Timbuktu eine der Karawanen ankommt, welche zuweilen bis 1000 Kameele stark sind, dann fährt selbst Leben in die verschlafensten Städtebewohner. Sie sprechen gern von der Zeit, wo sie von eigenen arabischen Paschas aus der Familie der Karamanli regiert wurden. Seit 60 Jahren aber werden ihnen alle Augenblicke andere türkische Gouverneure aus Konstantinopel hergeschickt, die auch bald schlafen und regelmäßig in Ungnade abberufen

werden. Die Waarenausfuhr von Elfenbein, Straußenfedern, Goldstaub, Krapp stellt sich immerhin auf gegen 10 Millionen Mark. Auf einer Halbinsel liegen die Trümmer des alten Leptis in riesigen Quaderbauten. Von der alten punischen Stadt sind noch Reste von Palästen, der Basilika, der Wasserleitung und dem großartigen Hippodrom zu sehen. Weiter westlich an der Syrthe zeigen sich auch noch ansehnliche Trümmer des alten Gabes, aus Zeiten römischer Blüte, heute ist Ghadames eine gartenumgebene Villenstadt, in der Kaufleute den Gewinn thätigen Schaffens in Beschaulichkeit verzehren.

Sobald man über die Gartenmauer hinaus will, beginnt ein beschwerliches Dasein, ein Kampf um die Existenz. Um Timbuktu zu erreichen, braucht man zwei Monate, nach Tuat einen. Das Klima ist extrem, versengend im Sommer und im Winter oft Kälte und sogar Schnee. Die erstickenden Wüstenwinde, namentlich zur Zeit des Khamsin, vom März bis zum Mai, ebenso unerträglich als schädlich. Der nächtliche Thau hilft der Vegetation dennoch dabei zur Ueppigkeit, sodaß im Allgemeinen ein älterer Dattelbaum bis vier Centner Früchte giebt. Die Urbewohner waren Berber und ihre Sprache ist neben dem Arabischen noch im Gebrauch. Mit den Sklaven wird das Haussa geredet, und das Themahag mit den Tuaregs. Im Osten der Syrthe erhebt sich das Hochplateau von

Barka, als Vilajet Benghasi, sonst von Tripolis ausgepreßt, jetzt sozusagen von Konstantinopel aus direct abhängig. Es müssen hier bessere klimatische Zustände geherrscht haben, als heute unter der Alles versengenden Sonne. Herodot schildert hier die hesperischen Gärten und Ueppigkeit der Fruchternten in der gebenedeiten Kyrenaika.

Welch' großer Reichthum und welch' hohe griechische Bildung hier einst geherrscht, erkennt man noch in den Trümmern von Prachtbauten, von Tempeln, Theatern, Wasserleitungen und Felsengräbern, wo damals Ptolemais und Kyrene lag. Heute liegt dort Tolmetto und Aïn, trostlos und verarmt, von der fanatischen Sekte der Senussi zugehörigen Stamm der Auergehr bewohnt. Die Unduldsamkeit gegen alles Fremde macht den Besuch dieser Stätten unerquicklich und gefährlich. Bei den periodisch auftretenden Hungersnöthen pflegen Hunderte dieser herabgekommenen Benghasi auf Böten nach Kreta überzusetzen, wo bei Kanea sich eine ständige Kolonie gebildet hat, die in Schilfhütten, Gesträuchen etc. sich unbeeinflußt erhalten, ihr Leben durch kargen Arbeiterlohn fristen. In besseren Zeiten kehren sie dann auch wohl in die Heimat zurück.

Im 4. Bande meiner Weltreise 93/94 habe ich mich ausführlicher über den Mohamedanismus und Aegypten ausgesprochen, und verweise meine Freunde,

für welche diese Berichte bestimmt sind, diesen Band auch als den 5. meiner Reise 95/96 „um Afrika“ ansehen zu wollen.

Viermal habe ich Tunis durchkreuzt. Zweimal kam ich zu Lande von Algier, zweimal zu Wasser von Malta und Trapani. Dreimal vor der französischen Okkupation in den 70er Jahren. Ich hatte bereits einen großen Theil orientalischen Lebens gesehen, von allen Orten aber hatte sich Tunis damals noch am meisten Eigenart bewahrt, und meine Schilderungen davon hatten mit dazu beigetragen, den Prinzen Carl von Preußen und später den Prinzen Friedrich Carl zu einem Ausflug dorthin zu veranlassen. Ihre später mir an den Bey Sadduk aufgetragenen Höflichkeitsbezeugungen brachten mir dann angenehme Reiseerleichterungen ein.

Ich machte es wie einst Scipio, schiffte mich in Trapani Mittags bei schönstem Wetter ein. Der kleine Schaukelfritze gehörte der italienischen Gesellschaft Rubattino an, und wiegte bald die ganze kleine Passagiergesellschaft in arge Uebelkeit. Das Wappen der sizilischen Trinacria zeigt drei nackte Beine aus einem Punkt ausstrahlend. Es ist auf allen Gegenständen des Dampfers angebracht und zwingt den Beschauer unablässig, die anatomische Richtigstellung wieder zu versuchen, bis Schwindel vor dem getrübten Auge alle Beine fern und nah in infernalem Cancan sieht.

Aus den Kabinen dringen unartikulirte Töne und dazu die Stentorstimme eines unangefochtenen Zwirnreisenden „das Meer erglänzte weit hinaus“ mit wellenförmiger Harpeggienbegleitung aus dem Salon. Dann roch es stark nach in Olivenöl gesottenem Zwiebelziegenpetrefakt — nun — und dann wurde es auch bald Nacht. Als Morpheus eben liebend seinen weichen Arm um das beruhigte Haupt legte, nebelhornte es, pfiff es, und es rasselten die Ketten. Wirres Gezänke, Hiebe, Kommandoworte und Geschrei konnten nur ein Unglück bedeuten. Wie ein Blitz heraus. Zuerst den Kopf am Oberbett gestoßen, dann die Ellenbogen in der Thür, die Schienbeine an der Treppe, und die Finger voll Fett von den Geländern. Dabei war Alles ganz überflüssig, wir waren an der Insel Pantellaria angekommen, und der übliche Geschäftsaustausch vollzog sich in gewöhnlicher Weise. Einige italienische Sträflinge wurden durch Militärs in Empfang genommen, zahllose Säcke ausgeladen, zahllose Kisten eingeladen, blanke Heiligenbilder gegen seidene Tücher eingewechselt, Münzen, Stöcke, Photographien, Pantoffeln feilgeboten, dabei in den dicksten Locken gezaust und eine Masse weißer Zähne gezeigt und Alles in der lingua franca geredet. Es ist dies eine Sprache, die sich aus allen den Sprachen zusammengesetzt hat, die das Mittelmeer umgeben. Italienisch und arabisch bilden den Hauptbestandtheil,

aber französisch, spanisch, griechisch, türkisch kollert stets dazwischen. Der Hauptgedanke drückt sich meistens durch die unaufhörliche Wiederkehr des Wortes Bakschisch aus. Nicht ganz sprachkundige Italiener pflegen die Lücken ihres Wortschatzes durch Hiebe zu ergänzen. Das gegenseitige Verständniß ist aber immer harmonische Zufriedenheit.

Linde, laue Luft, wunderbare Pracht herrlichen Sternhimmels und der Zauber fesselnden Meerleuchtens halten den Nordländer die halbe Nacht noch auf Deck zurück. Würzige Düfte von Südfrüchten, türkischem Tabak und Opium mischten sich mit Erinnerungen der Vergangenheit und den Hoffnungen eines unbestimmbaren Glücks, das man von dem neuen Erdtheil und der Zukunft erwartet. Einer der größesten Reize, die das Leben bietet, ist es, etwas zum erstenmal zu sehen. Es ist eben der Reiz der Neuheit, der etwas unsagbar Spannendes und Anregendes hat. Es ist nicht nur ein angenehmer Kitzel, sondern eine erhöhte Spannung der Kräfte. Man sieht und hört schärfer als sonst, Gedanken und Thatkraft, Freude und Wünsche, alles Können und Empfinden ist gesteigert. Wer Afrika oder den Orient das erste Mal besucht, sollte niemals Vorstudien dazu machen. Er raubt sich dadurch einen großen Theil der Ueberraschungen, durch so viel Neues und Fremdartiges. Beginnt der Reisende bei der Rückkehr dann seine

Studien, so hat er den Vortheil, sich keine falschen Vorstellungen zu bilden, sondern hat in seinem reichen Schatz der Erinnerungen eine frische Anregung zur Arbeit. Man kehrt ja doch immer wieder in diese Länder zurück. Ist es die Sonnenwärme, ist es die Natur des Südens, ist es die naive Urkraft der farbigen Menschen, wer kann es sagen, aber es steckt ein starker Magnetismus für uns in dem Walten und Weben, und Sein und Werden.

Siehst Du, lieber Leser, da waren wir Beide wieder sanft eingeschlafen, um früh wieder durch allerhand Geräusche geweckt zu werden. Nicht etwa, weil wie auf allen Schiffen bei Tagesgrauen das Deck überschwemmt, und über dem Ruhelager in der Kabine ein ungebührlicher Tanz von Schrubbern beginnt, nein, Rubattino wäscht sich nie. Cameriere! hier, Cameriere! dort. Chokolade! Caffee con latte! Cognac! tönt es aus allen Kabinen. Handgepäck wird getragen, Biserta, Carthage hört man nennen. Wir nähern uns unserer Bestimmung. Die Bucht von Tunis ist großartig, weit, afrikanisch malerisch. Die tiefblaue Spiegelfläche des Meerbusens ist wie Hildebrandsche Skizzen mit gelbem Strich umrahmt, in dem ockerfarbene Pilze mit weißen Flecken abwechseln. Das bedeuten die Ortschaften, und da, wo eine Menge kleiner spitzer Segel sich tummeln, zeigt sich menschlicher Verkehr. Im Osten erhebt sich ein

Kamm massiver Berge, die bei aufgehender Sonne von dunkelblau bis hellviolett in allen Farben spielen. Auroras Strahlen vergolden in flimmerndem Schimmer wie zum Dank Alles, was sich über dem Horizont erhebt, sie zu begrüßen. Im Süden das unendliche Nichts der großen Wüste. Noch liegt wie ein drückender Alp der glühende Dunst und Sand in erstickender Wolke in der Luft darüber, in wenig Stunden wieder bis zur Glühhitze gesteigert. Das unendliche Meer, hier Wasser, dort die Wüste, wie kraftlos der Mensch in seinem Ringen gegen solche Kräfte.

Im Westen der Bucht, dem Ziel unserer Wünsche, erhebt sich das Ufer mäßig, doch gerade so viel, daß man vom Hinterland nicht viel zu sehen bekommt, vor Allem aber hat man die Enttäuschung, Tunis nicht zu sehen. Die Bucht von Tunis ist ein Meerbusen, aber kein Hafen. Man ist beinahe unangenehm berührt, daß die Fahrt schon ihr Ende erreicht hat, denn das Schiff ankert vier Seemeilen vom Ufer. Die alten Seeräuber sind bewunderungswürdige Seefahrer. Es war fast Windstille, aber in kürzester Frist war der Dampfer umgeben von phantastischen Booten jeder Größe und Art, die wie Schwalben herangeflogen kamen. Jedes einzelne mit dem dem Wiehern eines Pferdes ähnlichen Angriffsgeschrei aus alten Enterzeiten. Dabei sahen die Bootsleute so gewaltthätig, undisziplinirt, dreist und selbstbewußt

aus, daß es schwer wurde, sich für ein oder das andere Landungsboot zu entscheiden. Ehe ich zu einem Entschlusse kam, sah ich aber meine Sachen bereits in drei verschiedenen Booten und stieg schnell ins erste beste, um wenigstens in der Nähe zu bleiben. Die Boote wetteiferten miteinander, in kühnen Segelmanövern zuerst ans Land zu kommen. Alles, was in den Booten war, mußte sich legen, von alten Segeln überdeckt. So zerstreut wir auch abgesegelt waren, vereinigten sich die Boote etwa 100 Schritt vom Ufer. Kurz vor der Landung wurden die Tücher abgedeckt, Alles stand auf, und unter gellendem Korsarengewieher ein Angriff auf das Zollhaus fingirt. Die Zollbeamten, und jeder dort befindliche neugierige Bummler, nahmen den Scherz als Scherz auf und setzten sich in Vertheidigungsstand. Wir wurden überwältigt, unsere Effekten und wir ins Zollhaus gebracht, und unter größter Heiterkeit von beiden Parteien Bakschisch gefordert.

Der Zwirnreisende, der auf dem Schiff das Meer so weit hinaus erglänzen ließ, ein ansehnlicher, stattlicher junger Mann, war vor Schreck sprachlos und stand wie versteinert, als zwei Beamte ihn unterfaßten und in einem Wagen mit ihm davonfuhren. Seine Probe-Koffer wurden steuerfrei. Bald aber kehrte die Equipage zurück und setzte den armen Jüngling heraus; man fragte nach mir und schien gehofft zu

haben, daß ich etwas pompöser aussehen müsse, als es wirklich war. Die Sache hing nämlich folgendermaßen zusammen: der Prinz Friedrich Karl, dem ich so viel in meinem Leben verdanke, hatte mir bei meiner Abreise nach Tunis an den Bey ein Handschreiben mitgegeben, in dem er demselben seinen Dank aussprach für die gastliche Aufnahme bei seinem letzten Besuch. Der deutsche Konsul Tulin de la Tunesie, den ich in Italien traf, hatte meine Ankunft angekündigt, und so fand ich nicht allein so ehrenden Empfang, sondern wurde in so orientalisch verschwenderischer Weise mit Ehrenbezeugungen überhäuft, daß ich ganz gegen meine Absicht meinen Aufenthalt verkürzte, um so viel Umständen und Ceremonien zu entgehen.

Ein paar Jahre früher war ich zu Lande von Sfaks aus nach Tunis gekommen. Nomadisirende Beduinenstämme hatten die Steuern verweigert. Es zog sich damals ein Strafgericht über ihnen zusammen. Die Sicherheit, unter ihnen zu reisen, erkaufte ich mir durch mein Anerbieten, Fürsprache beim Bey für sie einzulegen. Ein einflußreicher Scheik gab mir als Geißel seinen Sohn mit, und da damals die Friedensverhandlungen schon im Gange waren, hatte es den Anschein, als ob mein Einfluß den Herrscher zur Gnade bewegt hätte. Ich mußte im fürstlichen Stadtpalast Dar el Bey wohnen, bekam eine Ehren-

wache, sollte alle zwei Stunden irgend etwas essen und alle halbe Stunde kam eine oberste Hofcharge (ich fürchte, es war der Barbier), sich im Auftrage des Bey nach meinem Befinden zu erkundigen. In lauter Ehren saß ich wie ein Gefangener, und wenn ich ausging, umgab mich eine Leibwache, die mit Handpauken und Rufen mir Platz und Achtung schaffte. Zwei Juden, die mich von meinem ersten Besuch in Tunis her kannten, belästigten mich auf unerhörte Weise durch Bewunderung und Bettelei. Ihrem Gehaben nach mußte Scipio Africanus ein kleiner Junge gegen mich gewesen sein und Hannibal eine zeitig unbrauchbare Ersatzreserve. Kurz, dies gefeierte Dasein erfüllte meine Seele mit Sorge und trieb mich bald in die ersehnte Einsamkeit.

Goletta heißt die Hafenstadt von Tunis. Beide Orte sind durch 30 bis 40 Fuß hohe dicke Mauern und bastionär angelegte Citadellen vor Ueberrumpelung geschützt. Von der crète lugen zahllose Feuerschlünde nach dem Ort und einige auch nach dem Vorterrain hinüber. Da, wo die Passage lebhaft ist, haben diese Vertheidigungsmaßregeln etwas erschreckend Furchtbares. Wenn das Pulver kein Geld kostete, würde man, glaube ich, alle fünf Minuten drohende Schreckschüsse abgeben. Ganz ungefährlich sind diese Anstalten auch wirklich nicht, denn wenn man näher kommt, sieht man das Pallisadengatter über dem Passanten

in durchscheuerter Bastleine hängen, auch schweben die aus den Fugen geglittenen Quadern oft so in der Luft, daß man erst wieder aufathmet, wenn man an diesem offenen Grab vorübergeschlüpft ist. Der Ortskundige, dem sein Leben lieb ist, geht daher 50 Schritt weiter rechts oder links, wo die Mauer niemals aus Werkstücken, sondern aus Lehm war, und die Zeit längst schon Breschen hat bröckeln lassen, in denen alte Oleanderbäume wachsen.

Bekanntlich aber wird keine Festung durch ihre Steinmauer vertheidigt, sondern nur kriegerischer Heldenmuth beseelt dazu Soldaten von Fleisch und Blut so lange, bis der erbärmliche Magen in solchen Sachen anfängt mitzusprechen. Im Frieden ist der Soldat ein imposanter Schmuck und Spiegel der Macht – und so war es auch hier. Es waren ein paar trostlose Jammergestalten, barfuß, halb angezogen, mit gekreuzten Beinen unter einem Schattenstrohdach sitzend, die sich als die Vertheidiger der Veste erwiesen. Das alte Feuerschloßgewehr lehnte an der Mauer und schien selbst vor Langeweile zu gähnen. Die Armee aber strickte, wie es schien lange weiße Frauenstrümpfe. So sieht nämlich der hübsche rothe Fez, die Kopfbedeckung der Orientalen, in seinen Anfangsstadien aus. Erst später wird er roth gefärbt und auf einem Holzblock so dicht zusammengeschoben und gepreßt, daß man ihn gar nicht mehr wieder erkennt. Auch

diese Kopfbedeckung hat wie unser Hut ihre Moden und drückt in dem Minimum der Abweichungen in Form und Farbe Charakter, Geschmack, Stand und Gesinnung des Trägers aus, gar nicht zu reden von der Art, ihn aufzusetzen. Wenn Liebknecht den Schlapphut Bismarcks aufsetzte, würde er dem Gesicht etwas Gemeingefährliches verleihen, den Altkanzler stempelt dieser Filzlappen aber so zu einer patriarchalischen Gestalt, etwa wie der berühmte Dorfschulze aus der 3. Dynastie im Museum in Kairo.

In Görlitz und Reichenberg werden ungeheure Massen dieser Kopfbedeckungen angefertigt und der ganze Orient damit überschwemmt. Trotzdem sieht man in den Bazars aller Orten die Aufstellung neuer Behauptungen. Der hellrothe hohe cylinderartige Tarbusch repräsentirt Hinneigung zum Großtürken in Konstantinopel, dunkler gefärbt, niedriger, aber geometrisch-konisch gepreßt, zeigt er Beziehungen zu Aegypten. Hoch, rundlicher geformt wird er stets mit der Koffian, dem bunten Seidentuch, oder 22 Ellen weißem Musselin als Turban gewickelt. Jede Falte hat ihre Bedeutung. Nur die Schirfo, d. h die Nachkommen des Propheten, oder Hadschi, d. h. Mekkapilger, dürfen grüne Turbane tragen. Juden müssen schwarze Fez tragen und keine hellfarbigen Gewänder. Die blaue Troddel dient zur Verscheuchung der Fliegen.

Der Bey läßt sich seine Armee was kosten. Auf dem Glacis waren etwa 40 korsische Pferdchen, das Stück zu 60 Frank, ausgeschifft, die so aussahen, daß man nur an Stiergefechte oder Futter für zoologische Gärten dachte. Wie betrübend, wenn man bedenkt, daß der Stamm unserer Vollblutzucht, die elf Berberstuten von 1668 König Karl's II. von hier hergeholt waren.

Goletta stellt sich wie ein italienischer Hafenplatz dar. Man hört fast nur italienisch und lingua franca reden Export und Import war, wenn auch nicht in großen Massen, doch mit dem größtmöglichsten Geschrei verbunden. Man glaubt immer Streit und Meuchelmord zu sehen. Die warme Sonne kocht die Leidenschaften, Alles jagt nach dem geringsten Vortheil, schimpft, lügt, betrügt, verleumdet, raubt, und wenn ein Malteser dabei ist, giebt's auch wohl einen Messerstich.

Bei einem dritten Besuch in Tunis saßen wir mit Freunden am Tisch unseres verehrten Generalkonsuls Nachtigall, als dicht vor unserem Fenster ein Malteser einen Griechen erschoß. Wegen der Konsulatgerichtsbarkeit über Europäer wurde uns unser liebenswürdiger Wirth durch amtliche Thätigkeit entzogen. Die ganze Sache machte auf uns immerhin einen etwas sauvagen Eindruck. Die Franzosen hatten damals Tunis noch nicht so in Liebe besetzt wie heute.

Damals hatte sich Tunis noch den alten orientalischen cachet bewahrt, den man jetzt nur noch in Damascus findet.

Ein Unteroffizier Krüger vom 28. Infanterie-Regiment aus Trier war seiner Zeit, um der Strafe für Soldatenmißhandlungen zu entgehen, desertirt, trat in die französische Fremdenlegion und desertirte auch dort nach Jahren der traurigsten Prüfungen. Die Laune der Natur hatte diesen Ehrenmann mit einem Schnurrbart ausgestattet, daß er den Eindruck des Drachen in den Nibelungen machte. Man hätte Kinder damit zu Bett jagen können. Dieser Umstand verhalf ihm hier beim Bey zur Anstellung als Instructeur der Armee, der Polizei und aller Verwaltungszweige, in denen er ungeahnt grob sein konnte. Zu seinem Bedauern war es ihm bisher nicht gelungen, zur Verwaltung einiger Kassen bestellt zu werden, und da das baare Geld im Leben doch eine unbestrittene Rolle spielt, half er sich damit, Fremdenführer zu sein. Er verkaufte dabei seine Lebensbeschreibung, seine Photographie, spielte Guitarre zum Tanz, besorgte Liebesbriefchen und verkaufte Heiligenbilder. Wohl zwanzig Jahre wird Niemand Tunis besucht haben, ohne dieses Universalgenie zu kennen, mit einem Bart, als ob ihm Brunnenkresse aus der Nase gewachsen sei.

Arbeitstheilung erleichtert ja so manches im Leben, aber nicht ohne Gemüthsbewegung sieht man am Gestade des Mittelmeeres bei Ankunft oder Abreise seine Reiseeffekten sofort von einem Knäuel sich balgender und beschimpfender Ureinwohner auseinandergerissen, geplündert, zerteilt und im höhnenden Triumph in alle Windrichtungen vertragen. Man scheint zu ahnen, wohin die Reise geht. Jeder will es dem Andern zuvorthun. Auf dem Bahnhof, oder im Hotel, oder dem Boot angekommen, findet sich denn auch wirklich der größte Theil der betrauerten Güter wieder. Der Regenschirm, das Etui, der abgebrochene Griff werden wie Heiligthümer von drei verschiedenen verdächtigen Subjekten angebracht, die sich gegenseitig des Diebstahls anklagen Jeder Einzelne ist die alleinige Ursache der Rettung und verlangt den höchsten Bakschisch. Man giebt reichlich schon, um den Spektakel los zu werden, die drei Brüder aber erdrücken mit ihrer Dankbarkeit, schenken Blumen, schlagen auf andere Bettler und werfen aus der Ferne noch Kußhändchen zu.

Tunis ist von Goletta durch die Lagune Bahira getrennt. Jetzt stehen Flamingos zu Tausenden im Sumpf und fischen, was unsere Störche ihnen von Fröschen noch übrig gelassen haben. Daß die Wasserverhältnisse überhaupt hier noch vor absehbarer Zeit andere waren, zeigt das Wrack einer tunesischen

Fregatte, die in hilfloser Geduld und Fäulniß ihrer Auflösung entgegensieht. Der gütige Bey pflegt seine dreizehn- bis vierzehnjährigen Lieblingspagen zum Admiral dieser Fregatte zu ernennen. Der tiefe Sinn dieses kindlichen Spiels liegt in der prachtvollen Uniform, dem hohen Gehalt und Rang solches Knaben.

Etwa vierzig solcher Knaben bilden die stete Umgebung des großen Herrschers und erweckten selbst bei den Eingeborenen die unliebsamsten Erörterungen. In einer öffentlichen Gerichtssitzung fragte der Bey darauf den obersten Geistlichen des Reiches, ob der Prophet ihm die Haltung von so vielen Knaben verbiete. Der kluge Imam antwortete: O Herr über Leben und Tod, Du gnädige Willkür über mein Herz und mein Vermögen, ich kann den ganzen Koran auswendig, aber nirgends ist eine Stelle zu finden, in der gesagt sei, der herrliche Bey Zadduk von Tunis soll keine Knaben zu Kammerherren machen. Diese geistreiche Antwort wurde mit einem Geschenk von 1000 Hammeln und einer Einladung zum Kammerherrenfest belohnt, und so ist es denn ferner dabei geblieben.

Etwa dreiviertel Stunden schleppt sich die Eisenbahn durch zahllose Stationen am Ufer der Bahira bis nach Tunis. Die Stadt ist mit riesenhaften Mauern, Thürmen und Thoren umgeben, die voll

alter, eiserner Geschützrohre starren. Auch hier halten resignirte Karrikaturen von Vaterlandsvertheidigern ihr Kef bei an die Mauer gelehnten Gewehren und stricken einen neuen Fez für den Bazar. Kaiser Karl V. strafte die frechen Seeräuber und zog siegreich in Tunis ein. Das kann aber kaum feierlicher als mein Empfang gewesen sein. Ein Generaladjutant, ein Kammerherr, mein Consulatsverweser mit mir in einer großen Hofequipage. Zwölf Kavalleristen vorauf und meine Leibwache dahinter. So ging es durch ein Spalier aller Völker Afrikas im Schritt bis in den Dar el Bey, den fürstlichen Stadtpalast. Das muß ein Festtag für die Hauptstadt gewesen sein. Ich rechnete im Stillen die Kopfzahl meiner Lieben zusammen, dividirte mit 2 und hatte dann ungefähr die Zahl der Hammel, die mich der Spaß kosten würde. Mein Geldbeutel bekam nervöse Zuckungen und ich Gewissensbisse, die Veranlassung solcher Schlachtopfer zu sein. Vielleicht hat meine Abneigung gegen Hammelbraten hier ihren Ursprung. Eine sogenannte Militärmusikkapelle begleitete den Festzug und war nur durch sofortige Hammelgeschenke zum Einstellen des infernalen Radaus zu bewegen.

Ich war also an Ort und Stelle. Der Dar el Bey ist ein Prachtbau in gelben Klinkern, dem Klima angemessen, in rein arabischem Stil gehalten und sehr wohl erhalten. Treppen, Galerien, offene

Hallen, Säle, Zimmer, Alles in Hufeisenbogen, Azulejabordüren, glasirten Wänden in vielfarbigen orientalischen Mustern, glasirten Fußböden. Es war ein architektonischer Leckerbissen und ein sehr lehrreicher Beitrag zum Verständniß so vieler Trümmerreste der Mohamedaner in Afrika. Das ganze Haus war kellerkühl und von einem Zug durchweht, daß selbst mir die Haare flogen. Trotzdem duftete es in meinen Hallen nach Aloëräucherei, in den Galerien, wo meine Bedienung hockte, roch es nach Zwiebeln und in den Hallen meiner Leibwache stank es nach Knoblauch. Die Düfte von der Straße her waren undefinirbar und betrogen nur durch die neckische Beimischung von Cigaretten und Opium. Die ganze Einrichtung des Palastes bestand in irgend welchem Winkel aus ein paar Teppichen und einigen Kissen. Weder Bett, noch Waschtisch noch Stuhl, dagegen ein fortwährend fließendes Bad. Nicht eine Spur von Tisch oder Stuhl oder Schreibzeug, oder was menschliche Schwäche oder Gewohnheit ungern entbehrt. Mein Salon bildete auf hohem Bogen den Eingang zum Bazar, wie etwa im Berliner Prinzessinnenpalais über der Wallstraße. Im Fensterbrett war ein bequemer rundlicher Einschnitt angebracht, von dem ich den Eindruck hatte, als sei er dazu da, die Köpfe der Bazarpassanten beobachten zu können. Es gehört aber doch eine große Liebe der Unter-

thanen dazu, sich so von oben beherrscht zu sehen, ohne zu murren.

Die Zahl der nöthigsten Anstandsvisiten war schier ohne Ende, Einladungen fand ich bereits vor, daß ich für vier Wochen alle zwei Stunden wieder neuen Reis hätte essen müssen. Generale, Minister, Konsuln aller Mächte hatten sich verschworen, mir in gütigster Fürsorge den Garaus zu machen. Gegen so viel unbezwingliche Mächte war ich nur ein schutzloser, schwacher, einzelner Mensch. Wie es Leute in den Tropen giebt, die vor Fieberangst von Chinin leben, fristete ich mein Dasein durch doppelkohlensaures Natron und aß immer aufs Neue Reis mit Hühnerlebern. Glücklicherweise waren die Konsultöchter alle musikalisch, so daß ich auch des öfteren die Felsenmühle von Reissiger, das Gebet der Jungfrau und zum Schluß stets unisono das Ave Maria von Gounod hören durfte. Das schöne Geschlecht der europäischen Kolonie erinnert ein wenig an den lebensgefährlichen letzten Versuch, erweckt historische Erinnerungen längst vergangener Zeiten, und die Bewunderung, was die menschliche Gesichtshaut unter nassen Sechsen und siegreichen Augenblitzen doch für eine Masse grelle Farben ertragen kann. Anonyme briefliche Verleumdungen wegen des Ursprungs von Bracelettes, Broches und Similisteinen bilden nur das tägliche kleine Peletonfeuerwerk zur Versüßung freundschaft-

lichen Verkehrs. Täglich kehrte ich aus solchen geheiligten Zirkeln auf meinen Teppich der Befriedigung zurück, wenn wieder einmal der erwartete Conflikt überraschenderweise ohne Eklat vorübergegangen war. Von einer Urlaubsreise war der italienische Konsul mit einer Dienstmütze zurückgekehrt, die nicht wie sonst zwei, sondern drei goldene Tressen hatte. Nicht der japanische Krieg kann in Peking, oder der Staatsbankerott in Athen so die Gemüther in Bewegung gesetzt haben, wi: diese Aenderung, und ein halbes Jahr ging die politische Brandung bis in die Wolken. Erst als nach und nach alle Mächte ihren Vertretern die Berechtigung der dritten Tresse zuerkannt hatten, kam man wieder dazu, auch die natürlichsten Sachen mit unbefangenen Augen anzusehen. Bismarck sagte aus dem Schatz seiner Erfahrungen: Jeder Diplomat, der nach dem Orient kommt, wird verrückt. Die Unnatur der dortigen Verhältnisse aber trägt auch das Ihrige dazu bei.

Im Dar el Bey war es recht lebhaft geworden. Besuche und Gegenbesuche nahmen kein Ende. Ich that mit Nargileh, Kaffee, Sorbet und Lukumia Alles, was ich vermochte. Leider begannen diese Scherze aber in echt orientalischer Weise bald nach Aufgang der Sonne. Ich kann nicht behaupten, daß mein Geist um diese Zeit schon in geschärfter

Thätigkeit arbeitete, daher habe ich auch nicht ergründen können, welche geheime politische Sendung man in meinem harmlosen Besuch witterte. Es begab sich nämlich irgend was Großes in Tunis. Das beneidenswerthe Land war glücklich und zufrieden, der Bey vegetirte in seidenen Kissen, klagte nur zuweilen über dicke Leber, und der Staat hatte keine Bedürfnisse und keine Schulden. Mahmud war Großvezier in unbeschränkter Macht. In seiner Druckerei ließ er ununterbrochen Zettel drucken, auf denen 1 „Franc" stand, die er Staatspapiere nannte. Nun zog er für seine persönlichen Bedürfnisse alles baare Geld und jeden Silber- und Goldwerth im Lande gegen diese Scheine ein. Er galt für unermeßlich reich und richtete sich eine Villa auf dem alten Karthago in verschwenderisch-raffinirtem Pariser Geschmack ein. Vor dem Dar el Bey sollte ein Springbrunnen die Welt in Erstaunen setzen. Einem französischen Consortium wurde der Auftrag dazu ertheilt. Ein Contrakt verzwickte den andern, und als der Springbrunnen im Gange war, hatte Tunis eine Wasserleitung und viele Millionen Schulden. Da französische Capitalisten nicht mit Mahmudbons bezahlt sein wollten, unterstützte sie ihre Regierung infolge unbefriedigender Ausflüchte durch militärische Besetzung von Tunis. Der matte Bey ist kaum mehr ein Hinderniß, dies als eine Erweiterung von

Algier anzusehen, und der fertige Kriegshafen von Biserta macht Front gegen die englische Linie Gibraltar, Malta und Sizilien. Man sieht, was Alles aus einer Fontaine herauskommen kann. Der Hauptpalast des Herrschers ist der Bardo, etwa drei Kilometer von dem Stadtthor in der Wüste gelegen. Mir zu Ehren hatte man diese Strecke mit Militärposten besetzt. Aus einem in der Nähe liegenden, von stacheligen Aloëhecken umgebenen Bauernhof sollte in letzter Nacht ein Löwe eine Ziege gestohlen haben. Das betrübte hinterbliebene Personal jeden Alters machte durch Zusammenschlagen von Blechgefäßen und beschimpfendem Geschrei ihrem gerechten Kummer Luft. Wäre das ein Klavierlöwe oder sonst musikalischer gewesen, ihm wäre dadurch die Wiederkehr unmöglich geworden.

Der berühmte Semilasso Fürst Pückler-Muskau ist mir stets ein gütiger Gönner gewesen. In den 60er Jahren besuchte ich ihn mehrfach noch in Branitz, wo er in seiner excentrischen Lebensweise die Nacht zum Tage verwandelte. Bei einem frohen Mahle um Mitternacht erzählte er von seiner Reise in Tunis. Der Achtzigjährige sprühte Geist und Humor und ließ sich und die Zuhörer seine Jahre vergessen. Er hatte sich zur Audienz beim Bey im Bardo angemeldet. Auch ihm war als deutschem Fürsten feierlicher militärischer Empfang bereitet, da der

Bey ihm den Groß-Cordon des Nichan Iftechar überreichen wollte. Pückler wurde durch Gesichtsschmerz und dicke Backe verhindert, sich zu zeigen und schickte seinen Leibjäger eiligst zum Bey mit dem Gesuch, den Empfang auf spätere Zeit verlegen zu wollen. Als die Cortege aber die stolze Gestalt des Pücklerschen Leibjägers mit Federhut, Hirschfänger, hohen Stiefeln und großer Stickerei auf Frack, Beinkleidern und Bandolier sahen, schlossen sie sich Freudenschüsse abfeuernd an, die Truppen präsentirten, die Musik paukte, wie es nur Fürsten zukommt. Der Jäger, keiner fremden Sprache kundig, wird in den Palast geleitet, vor den Bey geführt, will sein Briefchen abgeben, wird aber mit fürstlichen Ehrenbezeugungen überhäuft, und schließlich ihm der Groß-Cordon über den Kopf gestreift. Diese Personenverwechselung war nur durch die schleunigste Abreise zu mildern und kam mir gar nicht aus dem Sinn, als ich die via Triumphalis nach dem Bardo passirte.

Der Palast ist ein großer Komplex von Gebäuden, Höfen, Gängen, Gallerien, Gärten, von einer mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben Da der Bey nicht daselbst residirte, halte ich genug Muße, Alles eingehend und ungestört zu prüfen Mein bärtiger Landsmann Krüger wurde mein Interpret. In irgend einem Saale saßen Diener am Boden und spielten Karten Der eine begrüßte mich besonders

unterwürfig, sprang auf und bohnerte den Fußboden mit geflissentlichem Eifer. Ich traute kaum meinen Augen, in ihm den Flügeladjutanten des Bey zu erkennen, der noch vor zwei Jahren bei meinem früheren Besuch mir als Ordonnanzofficier beigegeben war. Ich verstand zuerst nicht, weshalb er immer mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf mich wies, bis ich endlich darauf den Siegelring erkannte, den ich ihm damals verehrte. Der arme Schöps hatte sich eine Klatscherei zu Schulden kommen lassen, die den Harem des Bey gekränkt hatte. Dafür war er auf fünf Tage degradirt, mußte den Palast scheuern und bohnen, trat aber dann, von seinen Sünden gereinigt, ohne Schädigung seiner Ehre, in frühere Aemter und Würden zurück.

Im Thronsaal hängen in großen Oelbildern alle Potentaten Europas und sonstige hohe Fürsten, welche in Person Tunis besucht hatten. Neben dem König Victor Emanuel von Italien hing ein ebenso großer und beliebiger Heiliger, der als der Kaiser von San Marino gelten mußte. Der Consul dieses Taschenrepublikchens hatte auf diese Weise die Macht seines Landes unbezweifelt zum Ausdruck gebracht, trug natürlich auch drei Goldborden an der Mütze. Das Bild des Prinzen Friedrich Karl war soeben nach Goletta zum Bey gebracht worden.

Interessant erschien mir der Raum, in dem der Bey, umgeben von seinem Ministerium und großen

Hofstaat, wöchentlich einmal öffentlich Gericht abhält. Am Ende einer langen Gallerie mit Oberlicht sitzt stufenartig, nach Rang gegliedert, um den Thronsessel der ganze Apparat der Gerechtigkeit. Der Länge nach, durch Ballustraden in drei Abtheilungen getheilt, stehen, durch Soldaten getrennt, auf einer Seite die Ankläger, auf der anderen die Beklagten. Dicht daneben sind die vergitterten Kellerlöcher, in welche entweder die Schuldigbefundenen, oder die falschen Verleumder augenblicklich nach dem Schiedsspruch verschwinden. Da müssen sie hungern, werden gehauen und häufig gänzlich vergessen. Die zum Tode verurtheilten Verbrecher führt der Henker, der zugleich Palastkastellan ist, nach dem Hauptportal, um sie in einer schmalen Wandnische mit eisernem Gitter fast breitzudrücken. Diesen Löchern gegenüber hängen die Marterwerkzeuge und Richtschwerter an der Wand. Nun wird den Angehörigen Mittheilung gemacht, daß die Exekution bevorsteht. Ist die Familie bemittelt, so bringt sie sofort dem Henker ein reichliches Bakschisch. Trifft das Geschenk aber nicht ein, so hungert das Opfer drei bis vier Tage und wird mit einem stumpfen Säbel durch unzählige schwache Hiebe zu Tode gemartert. Im anderen Falle aber versammelt sich die Familie sofort, und mit einem Schlag rollt das Haupt die Marmorstufen hinab. Der Henker war ein herkulischer Kerl mit lustigem jovialen Ausdruck,

wie alle Todtengräber. Nie habe ich je einen Mann mit so kurzen Armen gesehen. Er war arg getäuscht, als ich sein Anerbieten mit Entrüstung ablehnte, eine Exekution vor meinen Augen zu vollziehen, die er, in der Hoffnung auf einen Bakschisch, für mich aufgespart haben wollte Diese berüchtigte Treppe wird die Löwentreppe genannt, wahrscheinlich wegen der beiden Sandsteinpinscher, die dort die Passage beeinträchtigen. Sie sehen genau so aus, wie die Köter in der spanischen Alhambra, die dort das große Wasserbecken tragen. Der Löwe erfreut sich überhaupt in Afrika nicht der Hochachtung, die uns als Kinder durch Bibel und Legenden vor dem sogenannten König der Thiere eingeimpft wird. Nur der in Marokko trägt die buschige Mähne, alle übrigen sehen mehr wie dänische Doggen aus, stehlen wie Diebe, gehen der Gefahr aus dem Wege, und greifen nur an, wenn sie selbst erschreckt werden oder Verdauungsstörungen haben. Im ganzen Orient ist allein der König der Thiere der Esel.

Meine Bardobesichtigung kostete auch viele Hammel. Der gute Krüger, glaube ich, fraß einen allein auf. Die Legenden über die Pracht der Zaubervilla des allgewaltigen Staatslenkers Mahmud waren derart bis ins Phantastische gewachsen, daß der Bey sie zu sehen wünschte. Es wurde ihm eine traumhafte Fantasia daselbst bereitet. Der Bey meinte, es wäre der schönste Tag

seines Lebens gewesen, und floß von Gnaden für den Gastgeber über. Bei der Rückfahrt etwas nachdenklich gestimmt, fragte er seinen Generaladjutanten Keireddin, der der Schwiegersohn Mahmuds war, ob ihm nicht das eigenthümliche Benehmen Mahmuds gegen ihn aufgefallen wäre. Es hätte ihm geschienen, als trachte der Minister nach der Herrschaft und seinem Leben. Diese Frage wurde dreimal in gesteigerter Energie gegen den abwehrenden Schwiegersohn ausgestoßen, daß er selbst im Wagen nicht mehr seines Lebens sicher schien, und nur antworten konnte: „O Herr, was bin ich gegen Dich, nur ein niedriger Hund, Du aber bist unfehlbar und weißt Alles besser als ich.“ Andern Tags war Gerichtstag, der Bey klagte Mahmud hochverrätherischer Anschläge an Sein Schwiegersohn mußte das Alles bestätigen. Der allmächtige Mahmud wurde sieben Jahre in ein dunkles Loch gesperrt, seines zusammengestohlenen Vermögens beraubt, und um 12 Uhr Mittags wohnte der Bey bereits in der ersehnten Zaubervilla, sich bis heute aller bunten Lichter in den zahllosen Glasprismen und Goldflittern erfreuend. Keireddin wurde Kanzler des Reichs, bei der Unsicherheit seiner Stellung setzte er sich heimlich mit der hohen Pforte in Konstantinopel in Verbindung, und es gelang ihm ein paar Jahre später sogar, durch seine Fähigkeit und Energie getragen, vom Sultan zum Großvezier ernannt zu werden.

Nach sieben Jahren öffnete man dem armen Mahmud die Thür seines Käfigs. Echt orientalisch aber weigerte er sich, von der Freiheit Gebrauch zu machen, da er unfähig sei, ohne die Gnade seines Herrn sie zu genießen. Der alte Mann lebt heute noch. Er, der viele Leute noch hat kreuzigen lassen, freut sich heute über ein paar geschenkte Cigaretten.

Die Unsicherheit des Eigenthums drückt sich im Handelsverkehr deutlich aus. Juden und arabische Kaufleute erwerben gern den Schutz einer europäischen Macht, um vor Willkür gesichert zu sein. Im Bazar, wo die Gewerke stets gruppenweise zusammenwohnen, versteckt Einer vor dem Andern seine Schätze. Zeit spielt beim Geschäft gar keine Rolle. Zuerst wird begrüßt, unterhalten, Kaffee getrunken, und erst nach Stunden, wenn man allerhand Gegenstände gesehen hat, die man gar nicht haben will, kommt man so nach und nach dazu, das Rechte zu treffen. Natürlich, ebenso wie bei uns, stets unter Seufzen und Gott gerechter, was für schlechte Zeiten! Soll mich doch treffen gleich der Blitz, wenn es mir nicht hat gekostet dreimal mehr! Hat man endlich die Sache für den sechsten Theil des geforderten Preises bekommen, heißt es weiter: A wai, sind Sie ein kluger Mann — sollen Sie doch leben hundert Jahr!

Sehr eigenthümlich geht es auf dem Diamantenmarkt zu. Bei Aufgang der Sonne sieht man einige

ruppige Leute in der Nähe der Hauptmoschee herumlungern. Fragt man nach Edelsteinen, so weiß Niemand etwas davon. Sehen diese Händler aber Einen mit Jemand sprechen, den sie kennen, und überzeugen sie sich, daß eine Falle ausgeschlossen ist, so nähern sie sich, öffnen die Hand und zeigen elende, kleine, schlechte Steine. Es kostet Geld und übermenschliche Geduld, bis dann nach mehreren Tagen Arbeit aus dieser Falte und jener Tasche nach und nach die bessere Waare zum Vorschein kommt. Um 6 Uhr des Morgens ist aber auch diese Herrlichkeit gänzlich vorüber und der Diamantenmarkt für den Tag geschlossen. Der französische Einfluß hat nunmehr die Landesindustrie erstickt durch Ueberbürdung billigster Waaren, Stoffe und Simili, Alles aber sehr nett und geschmackvoll.

Mit den ersten Sonnenstrahlen ermuntert sich die ganze Bevölkerung der Stadt. Alle Moscheen, Kaffeehäuser, Bazare und Straßen füllen sich mit Menschenmassen. Endlose Kameelkarawanen mit Durrah, Bauholz, Waarenballen, Wassersäcken ziehen durch die engen Straßen, die, oben gegen den Sonnenschein durch Holzbelag oder Zelttücher abgeschlossen, halbdunkel sind.

Frauen in weißen Schleiern auf hohem Kothurn ringen sich langsam durch das Gewühl, stets nur in weiblicher Begleitung. Es wäre ridicul, wollte ein Mann seine Frau geleiten. Die bemittelte Jüdin ist

4

prachtvoller gekleidet als die Mohamedanerin. Befremdlich wirkt das weiß-baumwollene Trikot, einer Herren-Unterhose durchaus gleich. Zuweilen ist der nackte Fuß in gestickten, farbigen Pantoffeln. Das zu kurze, stets vorn gänzlich offene Hemdchen ist von durchsichtigstem Stoff, und wird durch eine reich in Gold gestickte knappe Weste zusammengehalten. Käppchen, Kollier, Spangen, Ketten, Ringe, Brosche zeigen verschwenderische Pracht. Ueber die ganze Gestalt schmiegt sich eine Art Brautschleier, der jedoch Gesicht und den vorderen Theil des Körpers stets frei läßt. Man sieht trotz der üblichen Malerei an Wangen, Augenbrauen u. s. w. auffallend schöne Gesichter. Das elektrisirende Feuer der Blicke verfehlt selten seine Wirkung, und Langeweile, Eitelkeit, Habsucht und alle denkbaren Leidenschaften spinnen hier mehr wie im übrigen Orient die schönsten Romane aus Hoffnung und Täuschung in Liebe und Haß. Es thut ordentlich wohl, hier Leute mit weißen Bärten in rosafarbenem, gelbem oder lichtblau-seidenem Kaftan einherschreiten zu sehen. Wenn Du, lieber Leser, aber heute noch dergleichen siehst, so bleibe stehen und nimm den Anblick voll und ganz in Dich auf, da die französische sogenannte Kultur und die billige Baumwolle jede Poesie des Lebens ausgemerzt hat. Um aber die entzückenden Bilder in „Tausend und einer Nacht" verstehen zu können, muß man durchaus solche Typen

selbst gesehen haben. Es ist ein Schwirren, Eilen und Drängen in dem lauten, großstädtischen Treiben in den Straßen bis zur Betäubung. Um 9 Uhr aber wird es schon stiller, und um 10 Uhr ist mit der Hitze eine Leere und Oede über der Stadt gelagert, die fast unheimlich wirkt. Unvorsichtige Fremde auf der Jagd nach Sehenswürdigkeiten, ein paar Juden auf der Suche nach einem Profitchen und einzelne Frauen auf dem Wege ins Badehaus bilden den ganzen öffentlichen Verkehr in den Mittagsstunden. Erst zwei Stunden vor Sonnenuntergang steigert sich das Getriebe wieder bis zur Pulsation der Großstadt.

Der Bey befand sich in Goletta in seinem Badechalet. Dies Holzgebäude stand auf Rosten etwa zwei Fuß über dem Wasserspiegel; der Fußboden ist gegen die Wellen durch starke Blechplatten zwar geschützt, doch war das donnernde Geräusch der vom Wasser geschlagenen Metalltafeln derartig schreckhaft und aufregend, daß absonderliche Nerven dazu gehören mußten, dabei der Ruhe pflegen zu können. Das Haus, mit dem Ufer durch langen Steg verbunden, hatte große Räume, die mit Papiertapeten, die die Feuchtigkeit nicht vertragen, ausstaffirt waren. Die Krystall-Kronleuchter waren in fortwährender bibbernder und klappernder Bewegung. In regelmäßigen Pausen schlugen Wellen über die Teppiche, die pitschenaß waren. Die Fensterrahmen waren ohne Glasschutz,

und statt der Thüren nur Portièren. Eine Amphibie wäre darin zu Grunde gegangen, der Bey aber fühlt sich im heißen Sommer hier am wohlsten, und bis jetzt ist es ihm ja auch ziemlich gut bekommen. Außer den Franzosen fehlte ihm damals nichts, und die hat er ja jetzt auch. Uff!

Nachdem ich ein paar Tage mit allergnädigsten Aufmerksamkeiten fast erdrückt war, wurde ich in dies Wasserschloß zur Audienz befohlen. Ein Galawagen holte mich ab, und mit allem Klimbim von militärischer Ehrenbegleitung, Tuterei und Volksjubel u. s. w. wurde ich nach Goletta geschleift. Bei dem Wasserschloß angekommen, wurden um 11 Uhr Mittags Raketen abgebrannt und ich von allerhand Würdenträgern aus dem Wagen geholt. Der Steg war rechts und links von 40 Kammerherren im Alter von 13 bis 14 Jahren besetzt, Alle in reich gestickten Uniformen. Ich schritt, wie damals der Jäger des Fürsten Pückler, in Zuversicht dunklem Schicksal entgegen. Am Eingang des Hauses empfing mich der Reichskanzler Keireddin in freudiger Demuth und geleitete mich in den Audienzsaal. Der Bey, ein schwerer, müder Mann in goldstrotzendem Rock mit Ordenssternen bedeckt, erhob sich, trat mir bis an den Rand des Teppichs entgegen, begrüßte mich sehr gütig und gebot mir, mich neben ihn in einen dazu hingestellten Stuhl zu setzen. Die Minister und der

dienstthuende Hofstaat standen während der Audienz hinter uns. Zwischen uns aber war eine Staffelei aufgestellt mit dem Bilde meines hohen Gönners, des Prinzen Friedrich Karl, dem ich allein alle diese Umstände verdankte.

Der mächtige Regisseur dieses Empfanges war Keireddin. Es wäre daher unpolitisch gewesen, diese Kraft zu unterschätzen. Die Unterhaltung wurde durch einen Dolmetscher geführt, trotzdem ich der arabischen Sprache so weit mächtig war, daß ich ihn hätte entbehren können Höchst eigenthümlich aber war es, daß der Bey in seiner Redeweise sich selten an mich wendete, sondern meistens direct zum Prinzen Friedrich Karl im Bilde sprach, so daß ich auch jede meiner Antworten in einer Redewendung mit seiner Person verknüpfte.

Nach der Hofrangordnung erkundigte sich der Bey zuerst nach dem Kaiser Wilhelm I. Derselbe befand sich zu derselben Zeit in Ems. Ich sagte also, daß Se. Majestät nach so viel segensreichen Staatsarbeiten wohlverdiente Erholung suche und die Geschäfte der Führung seines bewährten Groß-Veziers Bismarck anvertraut hätte. Mein Blick dabei auf Keireddin schien von wohlthuender Wirkung zu sein; der ganze Hofstaat erlaubte sich dabei eine Art beistimmenden Gemurmels, worauf der Bey dem Bilde des Prinzen eine Verbeugung machte und ihm sagte: O großer

Sieger, wie hast Du mein Herz erfreut, indem Du mir einen so erwünschten Gesandten schicktest. Er erhob sich, nahm sich selbst von der Brust den großen Stern des Ruhmes und steckte ihn mir an. Mögest Du noch lange für Deinen großen Kriegsherrn fechten; wenn sein Auge nun auf Deine Brust fällt, wird er sehen, daß ich ihn in Dir ehren möchte. Nunmehr wurde der großen Cortège gestattet mich draußen zu erwarten, nur Keireddin und der Konsul Conservano blieben zurück.

Unter Nargileh, Süßigkeiten und Sorbet wurde die Unterhaltung noch eine halbe Stunde geführt, und schien dem sonst gelangweilten Bey mein Besuch eine nicht unliebe Abwechselung seines einförmigen Daseins zu sein, so daß seine Sympathie für mich sich alsbald im ganzen Hofhalt fortsetzte.

Als die Audienz geendigt hatte, ereignete sich ein eigenthümlicher Zwischenfall. Im Begriff, den Saal zu verlassen, stürzte sich ein großer schwarzer Bernhardiner-Hund in freudiger Zärtlichkeit auf mich und war nicht zu bewegen, mich zu verlassen; der Bey selbst schien ganz gerührt darüber zu sein und meinte: Sieh, selbst die Thiere erkennen Dich als guten Menschen. Ich hätte es beinahe selbst geglaubt, wenn mir nicht noch bei Zeiten der Gedanke aufgestiegen wäre, daß der arme Hund beim hier so seltenen Anblick europäischer Tracht von Heimweh ergriffen wurde.

Meine Rückkehr nach Tunis glich einem Triumphzug, bei dem die Stimmen und Pulver nicht geschont wurden; da ich aber kein Freund von ostentiösen Schaustellungen bin, und ich jeden zweiten Tag Einladungen zum Bey erhielt, reifte in mir die Sehnsucht nach Einsamkeit, in der denn auch früher, als ich es sonst beabsichtigt hatte, der Grund für die Abreise gefunden wurde.

Da ich in der Eile bei dieser Gelegenheit das erste beste Schiff nach Malta ausersah, wurde ich erst auf hoher See von Unbehagen ergriffen, als ich erfuhr, daß es das englische Gouvernementsschiff sei, welches den jährlichen Pulverbedarf dorthin zu bringen hatte. Ich flog diesmal noch nicht in Luft.

Der Bey Sadduk hatte mich mit Güte und Freundlichkeit überschüttet, und es that mir leid, ihn von unheilbarer Krankheit verzehrt zu sehen. Dies tiefe Leiden war der Einfluß der Franzosen, der sich damals ebenso stille als sicher in alle Lebensporen der Regentschaft einnistete. Nun hat sich dieser Einfluß zur anerkannten Macht ausgebildet und die Existenz des Bey ist heute kaum noch eine Störung für die französische Provinz Tunis. Man wird zugestehen müssen, daß die Thätigkeit unserer lieben Nachbarn dort unter den Schwarzen eine durchaus segensreiche ist. Das schwarze Fell ist noch nicht nervös und endlose Wüste schützt den Uebelthäter vor Verfolgung.

Mit Rohheit und großer körperlicher Kraft haben die Mohamedaner ihre Macht gegründet und Rohheit und Kraft ist dort bis heute Macht geblieben. Wenn nun auch grobe Ausschreitungen seltener geworden sind, so ist das Arbeiten nach bewährten Mustern immer doch noch periodisch wiederkehrend und setzt durchaus nicht in Erstaunen. Schläge mit der Rückseite des Säbels gegen die Schienbeine sind nur kleine Aufmunterungen, Aufschlitzen des Maules nur Mißfallen an Geschwätzigkeit oder Widerspruch. Ohren und Nasen werden wie überflüssige Sachen abgeschnitten. Für Diebstahl von Werth, sagen wir bis zu 10 Thalern, wird die linke Hand abgehauen — im Wiederholungsfall ein Fuß. Erpressungen, Geißelraub und empörende rohe Ungerechtigkeit geschehen täglich überall. Wer zur Gewalt kam, der brauchte sie ausgiebig. Die Masse rettete sich durch Flucht und offenen Widerstand, so daß die Staatsgewalt nur noch durch Bestechungen und schlaue Täuschungen aufrecht erhalten wurde.

Sobald ein Herrscher den Thron bestieg, beseitigte er alle Machthaber des alten Regimes, besetzte die wichtigsten Posten mit seinen Kreaturen und schwächte Jeden in seinem Reich, der nur einen Schatten von Selbstmachtgefühl hatte.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kam der Beduinenscheik Karamanli nach Tripolis, lud 300 reiche Araber und die gesammte Regentenfamilie zum

Fest und metzelte Alles ohne Ausnahme nieder und confiscirte Thron und Schätze. Ende des vorigen Jahrhunderts bestieg Nadir Schah den persischen Thron und sicherte sich die Zweifellosigkeit seiner Ansprüche durch die Ermordung von 97 Angehörigen. Der jetzt regierende Schah von Persien hatte als Kind die Gewohnheit, was nur irgend möglich war mit geschlossenen Augen zu thun, da er sicher war, falls er etwa nicht zur Regierung käme, geblendet zu werden.

Nach Anfang dieses Jahrhunderts sind zahlreiche Angehörige der Sultane im Bosporus zum Schweigen gebracht worden Die Massenniedermetzelung der Janitscharen in Konstantinopel und der Massenmord der Mamelucken in Kairo illustriren am lebhaftesten, wie Gewalt zum Recht kommt. Solche bewährten Muster erregen im Orient keineswegs Abscheu, sondern lehren nur den Weg zur Macht und Unabhängigkeit. Sie erregen das schwarze Leder nur so, wie unsere Jugend etwa durch Robinson Crusoë oder Schillers Räuber angeregt wird.

Die seßhafte Bevölkerung in Tunis beschränkt sich auf die Städtebewohner an der Küste und ein paar namhafte Orte im Innern. Der größte Theil der Bewohner der Regentschaft sind Nomaden, die Seßhaften sind die Mauren. Sie sind weniger kriegerisch als die übrigen Stämme, aber durch den Handelsverkehr mit Juden, Italienern, Franzosen, Griechen

und Maltesern intelligenter und zugänglicher. Gerade durch diese Eigenschaft haben sie sich nicht gerade die Hochachtung der nomadisirenden Stämme erworben. Die Hauptbevölkerung besteht aus Berbern. Die Umgegend der Stadt Tunis ist fast wie arabisch. Im Frühling ist Nord-Afrika in üppiger Vegetation, Alles strotzt und grünt und blüht. Die Feuchtigkeit des Winters und die erwärmende Sonne schaffen eine Fülle von Weiden, Getreide und Früchte, daß es schier aussieht, als sei es das gelobte Land. Da ist keine Sorge, da ist Freude, Jubel und Gedeihen. Menschen und Vieh vergessen die Noth des kalten Winters und Niemand denkt an die Zukunft. Doch bald meint es die Sonne besser als es nöthig ist, und statt der grünen Auen sieht man trocken ausgedörrte Flächen. Die Stämme brechen ihre Zelte ab und ziehen dorthin, wo noch ein Schimmer von Leben in der Natur geblieben ist. Von da geht es nach den spärlichen Wasserläufen, dann nach den Cisternen. Nun beginnt die Noth. In dieser Zeit soll Tribut oder Steuern gezahlt werden, und wie der Strauß der Gefahr zu entgehen den Kopf in den Strauch steckt, zieht der Tribus nach der großen Wüste, ganz vergessend, daß die Zeit ihn doch wieder zurücktreibt. Glücklicherweise fehlt es ihnen nicht an Zerstreuung, denn der Nachbar zankt sich mit dem Nachbar um Weideplätze, Lebensunterhalt, der Araber mit dem Berber, beide mit dem Mauren,

Alle mit der Regierung und den Steuerbeamten. Dazwischen sind auch einige Brandstiftungen, Meuchelmorde zu verheimlichen, Nachfragen über geplünderte Karawanen aus dem Wege zu gehen und andere Scherze im inneren Familienkreis auszufechten. Beschneidungen, Hochzeiten, auch mal eine Pilgerfahrt zum Grabe eines großen Heiligen schließen den Jahreskreislauf, der mit neuem Muth im neuen Frühling wieder auf's Neue beginnt. Seit die Franzosen da sind, giebt es Commissionen der Verwaltung, der Volkszählung, der Gesetzinstruction, der Schulbildung, Jesuitenstationen, Handelskammern, Sicherheits-, Gerichts-, Schiffahrts-, Landwirthschafts- und eine Menge anderer Agenturen, und ehe man sich's versieht, werden die Tunesen bald wie der liebe Gott in Frankreich leben.

Tunis, die Stadt, hat etwa 150,000 Einwohner, Sfaks und Kairun zwischen 20 bis 30,000. Nur Susse steigt bis 15,000, sonst übersteigen die Ziffern nicht die 10,000. Malerisch steigt das Gewirr von weißen Häuserwürfeln die Uferhöhen aufwärts, Minarets und Palmen bilden die Melodie in dieser Symphonie. Das blaue Meer, der blaue Himmel, der eigenthümliche Gegensatz der satten Farben befremden und ziehen zauberisch an, Olivenhaine, Palmengruppen, blühender Oleander und die majestätische Agave unterbrechen die gelben Sandwellen. Der Wechsel der

Tageszeit färbt und schattirt, und schmückt das Bild in violetter Lasur vom goldigen Lichtreflex bis zum tiefblauen Schatten. Das ist der Zauber des Südens, der nicht zu beschreiben und zu schildern ist, sondern selbst gesehen und empfunden werden muß. Ein eigenthümlicher Duft nach Früchten, Opium und türkischem Tabak umgiebt jede Stadt des Orients. In den heißen Klimaten herrscht in der Mittagsstunde absolute Ruhe. Alles schläft, die Straßen sind verödet. Unvorsichtige Fremde, die in dieser Zeit lustwandeln, werden wie Bösewichte angesehen. Mühsam klettern sie die halsbrechenden Steintreppen in den kaum zwei Meter breiten Gassen auf und ab. Alles ist eckig und gewinkelt, die Zugluft zu befördern, und im Schatten der Wirkung der stechenden Sonne zu entgehen. Der sanfte, zitternd pfeifende Ton des auf den Palmen in der Stadt nistenden Adlers ist das einzige Lebenszeichen in dieser Stille. Die Geschäfte beginnen mit dem ersten Morgenroth und sind zwischen 7 und 8 Uhr Morgens bereits erledigt. In aller Frühe ist die ganze Bevölkerung bereits auf den Beinen. In den Bazars, d. h in den Straßen mit offenen Läden, blüht dann ein Getriebe und rastloses Leben, von dem man sich kaum eine Vorstellung macht. Dazwischen wird rasirt, Kaffee getrunken, Geschäfte und Liebesabenteuer angeknüpft. Von 8 Uhr an beginnen sich die Straßen zu lichten und um 9 Uhr ist der Ort wie ausgestorben.

Gegen 4 Uhr Nachmittags sieht man Frauen nach den heißen Bädern wallfahrten. Auf hohem Kothurn meint man sie bei jedem Schritt auf den lebensgefährlichen Treppen fallen zu sehen. Ganz und gar in den weiten, weißen Burnus gehüllt, kann man nur vermuthen, was sich eigentlich unter solchem Umhang befindet. Fatme wird meistens durch eine ältere Aida geleitet, welche sich aber häufig als eine Art Marthe Schwertlein entpuppt. In den dampfigen Bassins sitzen dann 40 bis 50 gelbe Mumien, die mit Rasiren, Frisiren, Klatschen, süßen Sachen und Unterhaltungen von nicht näher zu beschreibenden Specialitäten ihre schwindende Jugend neu zu beleben bestrebt sind. Mit jeder neuen Stunde wächst dann das öffentliche Leben der Orte, die Cafés füllen sich. Der Eindruck des Geschäftstreibens ist verloren und mehr dem Lustwandeln Raum gegeben; Alt und Jung hockt zusammen. Man sieht sich um, ob Fremde in der Nähe sind, man fragt sich, was der Prophet wohl damit für eine Absicht haben möchte, daß er die Franzosen ins Land geschickt hat. An offenen Plätzen sieht man öffentliche Erzähler die Sage vom Anthar erzählen. Immer wenn es am spannendsten ist, machen sie eine Pause und sammeln kleine Münzen. Eigenthümlich ist es, im Tunesischen so viel Leute in citrongelben oder lichtblauen Kaftans gehen zu sehen. Der Turban wird hier noch mit gewisser Koketterie gewunden, und manche Einzel-

heiten des Lebens deuten direct nach dem fernen Osten. Schon von Weitem riecht man, in welchen Cafés Opiumraucher ihr Wesen treiben. Im Vordergrund sitzen ernste Männer beim Brettspiel. An den Seitenwänden haben sich Gruppen niedergelassen, die durch die kühlende Wasserpfeife blaue Ringlein in die Luft kräuseln. Die Unterhaltung wird halblaut geführt.

Rücksicht für die Umgebung und verbindliche Formen liegen in der Natur des Orientalen. Niemals würde einem Redenden ins Wort gefallen werden. Sich nach der Familie zu erkundigen, wäre die größte Ungeschicklichkeit. Beim Eintritt der Dunkelheit zieht sich Alles zur Ruhe in die Häuslichkeit zurück. Ein echter Orientale genießt kaum etwas, so lange die Sonne am Himmel steht. Selbst bei dem Hauptmahl am Abend ißt er sehr mäßig. Auf Metallplatten werden Reis, Buchweizen-Maispuree, warm oder kalt, in Fett oder Zucker, mit Fleisch oder Früchten gleichzeitig um den Hausvater auf den Boden gestellt. Familienmitglieder setzen sich nicht in Gegenwart des Chefs und essen erst von den Platten, wenn derselbe gesättigt ist. Dann geht das Mahl durch die ganze Stufenleiter der männlichen Familienglieder, dann auf die Hauptfrau und die übrigen Weiblichkeiten, dann auf die Dienerschaft, bis zuletzt Katze und Hund um den Knochen kämpfen. Getrunken wird niemals während des Essens, sondern stets erst nach Be-

endigung des Mahles. Das orientalische Haus ist so angeordnet, daß der eintretende Fremde niemals etwas vom Harem zu sehen bekommt. Vorn ist nur der Empfangsraum und die specielle Wohnung des Hausherrn. Der innere Hof, das Patium, hat wie das antike Atrium oft Cisternen oder Springbrunnen. Dieser Hof ist unter Säulenstellung von einzelnen Wohnräumen umgeben, welche fensterlos ihr Licht nur aus dem Hof empfangen. Die Treppen zu den Aufgängen in den höheren Stock haben oft Stufen von 1½ Fuß Höhe und sind aus Vertheidigungsgründen so eng, daß es geradezu anstrengend ist, da umherzuklettern. Die übelsten Gerüche werden da durch Aloëräucherungen überduftet, und die Milde des Orientalen selbst gegen die allerkleinsten Thierchen, läßt es Denjenigen, der das seltene Glück hat, in eine orientalische Häuslichkeit zu blicken, dann noch lange Zeit bedauern.

Stalaktitenarchitektur in allen Farben, seidene Vorhänge, Teppiche und schöne Gefäße fesseln das Auge. Münzen klingen im Haar, vibrirender melancholischer Gesang und einzelne rhythmische Andeutungen auf der Handpauke berauschen die Phantasie zu Bildern wie aus Tausend und einer Nacht. So sieht man denn, wie auch so manches Andere im Leben, den Orient nicht wie er wirklich ist, sondern wie man ihn sehen möchte. So leben die Mauren. Der Araber hat noch einen

Schatten von Poesie des Säbels. Er ist gewaltthätiger und herrschsüchtiger wie die anderen Stämme. Er treibt die Jagd und hat die Neigung, sich selbst zu seinem Recht zu verhelfen. Pferde, Windhunde und Falken begleiten sein unstetes Leben. Die Tradition, die Legende und die Poesie durchleuchten seine Unabhängigkeit und verleiten ihn zur Nichtachtung der engherzigen Gesetze schwacher Regierungen. Die Zelte und alle Habseligkeiten sehen sauber aus und es ist höchst malerisch, einen Trupp Araber zu Pferde an sich vorüberziehen zu sehen. Der fliegende weiße Burnus, der riesige Sombrero, die lange Flinte — Alles fesselt den Beschauer, und die bronzefarbenen Gesichter mit zwei blanken Onyxen statt der Augen, der eine Spanne lange Rittersporn am nackten Fuß, die unförmliche Kandare — so muß Mohamed von Mekka nach Medina geritten sein. Diese Leute waren schon einmal bis in die Gegend von Soisson geritten — ich denke mir, wenn sie unsere Parlamentsquatschereien über unseren Militäretat lesen würden, müßte der Gedanke in ihnen aufsteigen, wieder 'mal dahin zu reiten, selbst auf die Gefahr hin, Eugen Richter an der Spitze der Miliz zu begegnen. Die Berber sind der eigentliche Stamm der Bevölkerung. Weniger intelligent als Araber und Mauren, ist ihnen die harte Arbeit des Landbaues zugefallen. Der Wechsel der Jahreszeiten zwingt sie trotzdem zu

nomadisiren, um ihr Vieh auf den Weidestellen erhalten zu können. Ihre Niederlassungen nehmen aber gleich mehr Stabiles an, als es die Araberzelte zeigen. Eine Berberdauar sieht schon mehr wie eine Hütte aus. Sie ist von Hürden umgeben, in denen das Vieh zur Nachtzeit eingeholt wird, und undurchdringliche Stachelhecken der indien figue halten die Raubthiereindringlinge ab. Im Innern wuchert Schmutz, Ungeziefer und Aberglaube. Der Mohamedanismus ist oft arg verquickt mit heidnischen Gebräuchen, die Araber und Mauren verabscheuen. Es werden Opfer gebracht, und mit Kasserollen und Blechdeckeln, Geschrei und wildem Tanz dem Vollmond die Hochachtung erzeigt. Nächtlich umschleicht der Schakal die Heerden. Sein Geheul bezaubert alle Köter zu kläffendem Gebell, dem erst die aufgehende Sonne einige Ruhe bringt. Es kommt vor, daß zuweilen ein Löwe in seines Hungersnoth in solche Dauar einbricht, Vieh schlägt und mit einer Ziege oder einem Schaf das Weite sucht. Dann giebt es einen Heidenspektakel, Greise und Kinder schreien und schimpfen und klappern mit Blech und alten Kannen. Schreckschüsse alarmiren die ganze Gegend und Fackelfeuer beunruhigt alle Berber, nur nicht den König der Thiere. Er erfreut sich nicht der Hochachtung der Bevölkerung und muß sich die erniedrigtsten Beschimpfungen gefallen lassen. Er treibt

es auch darnach, der hiesige mähnenlose Löwe sieht wie eine ruppige dänische Dogge aus, ist durchaus nicht kampflustig, stiehlt gern da, wo keine Gefahr ist, und liebt es nicht, wenn von ihm gesprochen wird. Sowie er Spektakel hört, schleicht er sich seitwärts in die Büsche.

Kleine reizende Gazellen gewöhnen sich schnell an das menschliche Treiben und fehlen selten als Begleiter der nomadisirenden Familien. Die zottigen Hirtenhunde lernen sie bald, als zum Haushalt gehörig, schätzen und der feine Instinkt in der Furcht vor Schakal, Hyäne und Löwe kündigt den Zelt- und Heerdenbesitzern zeitig die Annäherung irgend einer Gefahr.

Ziemlich im Mittelpunkt der Regentschaft liegt ein großer See, dessen Salzgehalt schon seit undenklichen Zeiten ausgebeutet wurde. Von hier aus strahlen die Karawanenstraßen nach allen Richtungen der Windrose, und hier lag zu allen Zeiten der Mittelpunkt und Hauptort der Landschaft, den die heutige Regentschaft Tunis bildet. Schon für die alten Berber lag hier die Hauptstadt, und in der Zeit der Römer wurde diese Provinz Afrika von hier aus regiert. Zahlreiche Baureste erinnern heute noch an diese Zeit. Bei der Eroberung des Landes durch die Araber, im Jahre 670 unserer Zeitrechnung, erbaute Akbar, ein Feldherr des Kalifen Mohawija, eine große Moschee und nannte

den Ort Kairun. Zur selben Zeit wurden Medressen eingerichtet, d. h. Hochschulen für die Erkenntniß der Lehre Mohameds, welche durch zahlreiche pilgernde Schüler und Lehrer, vom Nil bis an die Ufer des Atlantischen Ozeans, aufgesucht wurden. Kairun ist das Mekka des Westens und hat sich sein Ansehen in der Welt des Islam bis auf die heutige Stunde zu erhalten gewußt. Im Lauf der Zeiten ist die Kriegsfackel stets über Kairun gezogen. Sechsmal hat man den Ort der Stadt gewechselt, sodaß die alten heiligen Moscheen zum Theil bis drei Kilometer außerhalb der eigentlichen Stadt liegen. Die Stadt selbst ist mit 40 Fuß hohen breiten Mauern umschlossen, die durch bastionartige Eckthürme verstärkte Vertheidigungsfähigkeit haben. Die Stadtviertel haben die Namen der Fellhändler, der Sattler, der Schmiede, der Fruchthändler, und alle Baulichkeiten lassen auf früheren größeren Glanz schließen. Die Einwohnerzahl übersteigt kaum 20,000, es giebt aber Zeiten, wo Handelsverkehr die Zahl auf das Doppelte steigert, und an heiligen Jahreszeiten sich wohl 100,000 fromme Pilger in den Karawanserеien und aus Chanen vor der Stadt zusammenfinden. Tausende von Kameelen und Eseln kommen und ziehen auf allen den Straßen hin und her. Bei Todesstrafe durfte kein Ungläubiger diesen heiligen Ort betreten, und nur in Verkleidung war es ausnahmsweise ein paar Orientforschern gelungen,

Einblick zu nehmen und darüber Bericht zu erstatten. So unter Anderen auch Herrn v. Malzahn, derselbe, dem es auch gelungen war, an der Kaaba in Mekka zu stehen. Seit der „Protektion" der Franzosen ist das nun anders geworden. Kairun hat französische Garnison, und neugierige Lustreisende trampeln ungehindert durch die händeringenden Fanatiker in den Moscheen. Eine Pferdebahn von einigen 60 Kilometern vermittelt die Verbindung mit dem Hafenort Susse an der Syrthe. Da, wo sonst nur geheiligte weise Männer einherschreiten, deren Leben dadurch einen Glanz bekam, in Kairun gewesen zu sein, trollen Baumwollenreisende aus Winterthur und Photographen aus der ganzen Welt umher. Alles in Kairun ist Gemeingut geworden, nur nicht das Geheimniß der Macht der Lehre Mohameds. Ueber 100 Moscheen und ebensoviel heilige Gräber, zahllose Schulen machen ganz Kairun zu einer theologischen Universität, von der die geläuterte reine Weisheit und der wahre Glaube sich über die mohamedanische Welt Afrikas verbreitet.

Um das Jahr 1075 drangsalirte ein Gouverneur der Fatimiden die Einwohner derart mit Steuern und Strafen, daß ein Aufstand ausbrach und die Ruhe erst wiederkehrte, als der Herrschaft der Fatimiden hier ein Ende gemacht wurde, indem man zu den Abbassiden überging, und deren malekitischen Ritus und Koranauslegung annahm. Bis heute ist es nun hier dabei geblieben.

Abu Ishad Ibrahim aus dem Haus der Aglabiten verlegte seine Residenz nach Tunis, Kairun aber wuchs dadurch in geistiger Herrschaft nur um so mehr. Die große Moschee ist ein Riesenbau. In 17 Schiffen tragen zahllose Säulen über sich den hohen Hufeisenbogen, ebenso wie in Cordova in Spanien. Auch hier ist die Legende, es sei nöthig zu glauben, daß die Zahl der Säulen unzählig sei, und daß Derjenige, der es versuchen sollte, sie zu zählen, dabei erblinden müsse. Auch hier wie in Delhi und in Kairo und noch in ein paar anderen Orten, zeigt man zwei eng nebeneinander stehende Säulen, zwischen denen hindurch der Weg direkt ins Paradies führt. Dies zugleich zur Warnung für Schlemmer und Dickbäuche. Heiliger Schwenninger!

Essahabi war ein Hufschmied, dem es vergönnt war, in der Umgebung Mohameds zu leben. Er beschlug dessen Pferde, theilte alle seine Kämpfe, Täuschungen und Siege und war ihm so ergeben, daß er in einem Lederbeutel stets drei Barthaare des Propheten auf seiner Brust trug. Ein getreuer Apostel der neuen Lehre, zog er durch die Welt, mit Wort und Schwert die Wahrheit zu verbreiten. So war er nach Kairun gekommen und sammelte Geld, um zu Ehren des Propheten eine Moschee zu bauen.

Viele Jahre ging die Sache sehr mühselig, als er auf den Einfall kam, das Mittel zu ergreifen, das den Schein der Heiligkeit am sichersten in der öffentlichen

Meinung bestärkt. Er stellte sich verrückt. Jetzt war sein Ruf besiegelt, und zahllose Pilger spendeten reiche Gaben. Essahabi ging sogleich ans Werk und baute zuerst seine eigene Grabkapelle. An diese schloß sich eine Moschee mit Hallen, Fontainen, Warteräumen und schattigen Ruheplätzen. Ferner schlossen sich Bibliotheken, Schulen, Wohnungen für Schüler und Lehrer daran, und Chane zur Aufnahme und Verpflegung von 1000 Pilgern.

Nun liegt der gute Essahabi längst dort in stiller Ruhe. Die drei Barthaare des Propheten sind heute noch das größte Heiligthum von Kairun. Die Legende hat den Stifter zum Barbier Mohameds gemacht. Das große Etablissement wird das Kloster des Barbiers genannt und ist das Ziel aller Gläubigen des Westens. Hier führen Leute, die im Geruch der Heiligkeit stehen, ein beschauliches Leben, hier verwalten rührige Hände den großen Verpflegungsapparat der Insassen, hier legen weise Männer wißbegierigen Schülern dunkle Stellen des Korans aus. In Moschee, Höfen und Hallen sitzen zahllose Gruppen, bestrebt den Geist des Propheten in sich aufzunehmen. Alles in Eifer, Ernst und Würde. Den Kindern wird der heilige Geist durch Auswendiglernen des Korans eingepaukt.

In allen Schulen hört man oft 40 Kinder, jedes für sich, mit dreistlauter Stimme ihr Pensum herplärren. Es ist dann ein solcher Heidenlärm, ein solch wirres

Durcheinander, als sei offene Revolution ausgebrochen. Läßt eines der Kinder aber in seiner Begeisterung etwas nach, so feuert ein Jagdhieb des Lehrers alle wieder zu freudigem Eifer an. Der Lehrer sitzt in der Mitte mit untergeschlagenen Beinen. Eine große Hornbrille kennzeichnet ihn als Licht des Orients, und wenn nicht der verwünschte lange Stecken neben ihm läge, käme doch wohl mitunter ein Bengel darauf, ihn für einen Marabout aus dem zoologischen Garten mit Verdauungsbeschwerden anzusehen. Keine der zahlreichen Gruppen läßt sich durch was es auch sei, stören, der verachtete Fremde, der sich untersteht, ihre heiligsten Orte in schmutziger Neugier zu betreten, wird kaum eines Blickes gewürdigt. Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet, klingt es nunmehr seit anderthalb tausend Jahren von so und so viel hundert Millionen Gläubigen. Vom Ganges bis ans Atlantische Meer, von der Donau bis zur Kapstadt habe ich Trümmer und Verfall der Bauten zum Ruhm des Islam gesehen; beim Lesen jeder Sure des Korans schüttelt man den Kopf über Widersprüche und Irrthümer, aber fast niemals hört man, daß ein Mohamedaner einen anderen Glauben angenommen hätte. Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet. Dreimal am Tage ruft es jeder Moslem gen Mekka gewendet, dreimal am Tage ruft das der Muezzin von jedem Minaret.

Trotz der Warnung meines Guide bestieg ich die leiterartige schmale Treppe zum Minaret der großen Medresse. Der blinde Muezzin war aber durch meine Anwesenheit so außer Fassung, daß ich meinen ganzen fadenscheinigen arabischen Wortschatz nöthig hatte, ihn zu besänftigen. Zufälligerweise hatte ich ein Couvert von Nachtigal mit dem großen Konsulats-siegel in der Tasche und führte die Hand des Blinden darüber hin. Es ist zum Erstaunen, was der Prophet heutzutage Alles gestattet, war seine Antwort. Er mag mich wohl für einen Jünger des Confucius gehalten haben, denn unser Beider Frieden kam erst wieder über uns, als ich meine Pilgerfahrt fortsetzte. Es war mir ungemein interessant, das heilige Kairun so aus der Vogelperspcktive zu sehen. Von hier erkennt man leichter die im Lauf der Zeiten so häufig durchgeführte Verschiebung der Stadt, so daß das feste Kastell und die heiligen Moscheen nicht an Stellen sich finden, die nie sonst naturgemäße ruhige Entwickelung ihnen angewiesen hätte. Auffallend ist der überwiegende Kuppelbau und gänzliche Mangel europäischen Einflusses. Bei alledem haftet das Auge aber nicht am Baustein, sondern der Gedanke fühlt sich gefesselt durch das geistige Leben, das diese Stätte durchweht. Man fühlt, hier ist ein Born, aus dem der Islam Lebenskraft schöpft Es giebt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet.

Die große Menge der Reisenden, welche mehr oder minder unvorbereitet und unvermittelt die Küste des Orients betritt, wird auf Schritt und Tritt durch ungeahnte, anregende bunte Bilder überrascht. Wer den Reiz der Neuheit aber schon hinter sich hat, begnügt sich nicht mit dem Zauber der Gegenwart, er spürt nach dem Ursprung der Dinge und den Gründen ihrer Gestaltung. Im Vergleich entwickelt sich dann wohl die Frage der Zukunft und anderer ungelöster Probleme. Nur auf diese Weise bildet aus der Erkenntniß sich der Genuß und die Freude an der Forschung. Nicht ideale Bestrebungen, sondern Hoffnung auf Gewinn haben die Menschen dorthin getrieben, wo die Phantasie ihnen Alles ausmalte, was der Wunsch in ihnen aufbaute. Habsucht, Uebergriffe, Widerstand und Kampf schufen dann eine Art Rechtszustand, der die Ausbeute civilisatorisch auch zum Vortheil der alten Bewohner machte. Hier in der Regentschaft reden Steine noch von vergangener Blüte, wenngleich der Geist der Völker, die sie schufen, längst im Wüstenwind verweht ist.

Wer an das Vergehen alles Bestehenden nicht glaubt, findet sich überzeugt bei dem Durchwandern der Stätten des alten Karthago, Hadrumetum, Leptis und anderer Orte, welche einst römische Prachtbauten besaßen. Ganz wunderbar hat sich in el Djem die Arena erhalten. Der alte Ort Thydrus in der Nähe

hat niemals irgend welche Bedeutung gehabt. Gordian wurde hier von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen. Es ist nur anzunehmen, daß er vielleicht aus Dankbarkeit der Stätte seines Ausgangs zu Glanz und Macht in dankbarer Erinnerung diesen Bau der Feste und der Freude gestiftet hat. Heute noch beträgt die Höhe 33 Meter. Mehr als 60 Säulenblocks umschließen den 60 Meter weiten Raum, der auch zu nautischen Spielen eingerichtet war. Ob wohl die Arena je gefüllt war? Kein Fluß, keine Wasserleitung sind im weiten Umkreis zu erspähen. Zur Speisung für die Naumachien erkennt man Ueberreste einer Cisterne für aufgefangenes Regenwasser. Die Sitzreihen waren längst verschwunden und heute wird sogar die Schönheit der Ruine dadurch beeinträchtigt, daß sich allerhand Gesindel dort seßhaft eingenistet hat, das Thüren, Fenster, Rauchfänge nach Bedarf durchgebrochen hat, ohne sonst auf die Architektur Rücksicht zu nehmen. Ganz ähnlich ist der Palast des Kaisers Diokletian in Spalato in Dalmatien zu Stadtwohnungen umgewandelt. Im centralen Palasttempel wird heute am Opfertisch mit Bocksfüßen die heilige Messe celebrirt.

Das Amphitheater von Thydrus ist ein paarmal als Citadelle benutzt worden. Einmal um das Jahr 700, vor dem Einfall der Araber, als die Königstochter Dahia an der Spitze der Reste geschlagener

Berber das Banner Jehovas gegen den Islam erhob. Hier in el Djem wurde der Widerstand gebrochen und Dahia starb kämpfend den Heldentod.

Anfangs vorigen Jahrhunderts wurde ein räuberischer unbotmäßiger Tribus von Regierungstruppen in der Arena belagert, wobei die Westfront die Bresche erhielt, welche die Historiker der Landstraße mit Vorliebe in die Zeit vor Erfindung des Pulvers verlegen.

Die Zerrüttung des Landes ist im mohamedanischen Erbrecht zu suchen. Es erbt nicht der Sohn vom Vater, sondern das jeweilige älteste Familienglied. Da das Oberhaupt nun doch nicht wissen kann, wer bei seinem Tode der nun älteste sein wird, ist das Interesse, für die folgende Generation zu arbeiten, wesentlich abgeschwächt. Zwiespalt, Mißgunst, Schwindel und Betrug wächst in der Familie auf. Haß und Rache sind an der Tagesordnung. Die Wüste sichert Straflosigkeit, nährt den Hochmuth und Gewaltthätigkeit. Man lebt, wie man immer gelebt hat, und jedes Neue wird als störende Unbequemlichkeit oder Beeinträchtigung angesehen. Der Landbau geschieht nur soweit, als es absolut nöthig ist, davon zu leben Neuanpflanzungen von Fruchtbäumen giebt es nicht; das erste Mittel, sich an Jemandem zu rächen, ist die Zerstörung der vorhandenen Bäume und der Wasserleitungen. Man sagt im Orient, Achmet freut sich,

wenn Hassan Schläge bekommt, und wie Schadenfreude und Zwietracht sich im kleinsten Kreise zeigt, spielen diese Hochgefühle in Leben der Stämme und Völker ihre wirkungsvolle Rolle. Rache und Verrath sind stets die Verbündeten gewesen, die Eroberern das Bezwingen des Landes ermöglicht und erleichtert haben, stets aber sind die Verbündeten mit dabei bezwungen worden.

Nur die Zwietracht der Völker erklärt es, daß 3000 Engländer in Indien 300 Millionen Menschen regieren können. Man muß über die Weisheit und Geschicklichkeit staunen. Die Holländer zahlen fast die ganzen Kolonialeinkünfte der Sundainseln als Bestechungen des lieben Friedens wegen. Ein höherer Beamter sagte mir in Batavia: Da wir nicht stark sind, müssen wir klug sein. Wie lassen sich solche Verhältnisse in der Heimat vom grünen Tisch aus auf ihren wahren Werth prüfen und beurtheilen. Dabei giebt es immer Festredner, die nur mit den Augen auf die Umgebung zu ihrer eigenen Verherrlichung sprechen, statt den bewährten Leitern noch unfertiger Verhältnisse Kathederfragen über Landesreligion und Sklavenfrage ans Herz zu legen. Nach den Steinwaffen zu urtheilen, befinden sich die Bewohner der Südseeinseln auf demselben Kulturzustand, wie wir vor 2000 Jahren. In der Regentschaft Tunis und dem östlichen Theil von Algerien ist ein Rückgang der

Kultur um 1000 Jahre anzunehmen. Erst das letzte Menschenalter bringt wieder neue Bewegung hinein. Ich rede dies Alles nur mit dem Gedanken an unsere Kolonialbestrebungen, vornehmlich Ostafrika. Wir können aus der Decadence Nordafrikas bei Zeiten lernen, wie wir es in unserem Interesse nicht zu machen haben.

Die Parallelketten des Atlas, welche in Algerien von Westen nach Osten streichen, erfahren hier an der Grenze von Tunesien eine Aenderung ihrer Richtung nach Nord-Westen hin. Dadurch entstehen in Wind und Wetter klimatische Wandlungen, deren Feuchtigkeit ungemein fruchtbar wirkt. Hier liegt das Paradies der Datteln, das Beledulgerid. Man unterscheidet über 50 Arten dieser fruchtbringenden Palme Hier blüht tropische Vegetation und tropisches Volksleben. Hier ist das Eldorado für Maler. Phantastische Formen, phantastische Farben, Alles noch wenig durch europäische Einflüsse angekränkelt. Es kommt ja zuweilen vor, daß Manche dort erschlagen werden, aber bis dahin durchleben sie einen Zauber von Glück und Wonne — also schnell dorthin!

Ich habe die Freude, einige Freunde zu haben, deren größerer Grundbesitz ihnen weniger Sorge bereitet, als kleinen Agrariern der Kampf um Getreidezoll und Spiritus. Für erstere erwähne ich, daß mir in Tunis ein Naturalist, Herr Flückinger, bekannt ist,

mit dem ich seit 25 Jahren in Verbindung stehe. Derselbe würde sich sehr dazu eignen, als Manager von Jagdexcursionen im südlichen Tunis nützlich zu sein. Die Ausrüstung ist nicht ganz billig und unter vier Wochen nicht lohnend, dann aber gewiß sehr instructiv eine treffliche Vorbereitung für spätere größere Afrika-Expeditionen. Eine gewisse Befriedigung gewährt es doch nun einmal, zu Hause in seinem Zimmer die Füße auf ein selbstgeschossenes Löwenfell zu setzen und an der Wand die Assagai sternartig auf dem Panther zu drapiren, den die letzte Winchesterpatrone zu Füßen streckte, statt ihn auf dem Halse zu haben.

Das Thierleben im südlichen Tunis ist reich genug. Vielleicht bekommt man Gelegenheit, bei einem der Nomadenstämme mit dem Gepard auf Antilopen zu jagen, deren es hier von der Gattung der Addax viele giebt. Die kleine Gazelle sieht man häufig in den Zelten. In den Bergen jagt man den Mufflon. Es ist ein Vetter derer Mufflon, die in Sardinien und Korsika sich finden. Seit aber das Mittelmeer beide getrennt hat, scheint sich der afrikanische Mufflon mehr verwildert zu haben. Sein Behang ist zottig und gefleckt. Hüte Dich, geehrter Jäger, ein Fell mit anderen Sachen von hier nach Hause zu schicken, der dauerhafte Gestank spottet aller Beschreibung.

Unglaublich zahlreich wimmelt hier das kleine Gesindel, das in unseren zoologischen Gärten auch

mehr die Nase beleidigt, als das Auge erfreut: Hyäne, Schakal, Senek. Im Winter begegnet man überall liebe Bekannte aus der Vogelwelt. Die klugen Staare scheinen eine große Befriedigung zu haben, europäisch angezogene Leute als Bekannte zu begrüßen. Störche, Reiher, Bachstelzen, Schnepfen, Schwalben — doch stille, man bekommt Heimweh, und es soll ja noch weiter gehen, nach Algerien.



Algier.

Der Verkehr zwischen Frankreich und Algerien ist recht lebhaft und gut geregelt. Das Bedürfniß wächst mit jedem Jahr und die oft bezweifelte Colonisationsfähigkeit unserer lieben Nachbarn feiert hier unbestritten Triumphe. Alle denkbaren Gegensätze haben die Erfolge erschwert und in die Länge gezogen, es scheint aber, daß das Mutterland nunmehr zu der Erkenntniß gekommen ist, daß man auch was für die Colonien thun muß, um selbst Vortheil daraus zu ziehen. Nach der Niederwerfung der Herrschaft des Dey in den zwanziger Jahren hatte Frankreich bis in die vierziger Jahre hinein Aufstände zu bekämpfen, die der Armee Ruhm und Ehre brachten, und aus deren Schule die Generale hervorgegangen sind, deren Namen im Kriege 1870 guten Klang hatten. Aber auch den Gegnern kann man die Bewunderung nicht versagen. Für alle Zeiten haben sich dort in die Tafeln der Weltgeschichte die

Erinnerungen an die Erstürmung von Constantine und Abd el Kader eingegraben.

Der größte Feind ist aber stets das Klima gewesen, und manche gute Knochen sind dort auf dem Sande gebleicht, bis sich aus der bewegten Uebergangsperiode ein stabilerer Zustand heraus entwickelt hat. Unter diesen Opfern sind auch viele Deutsche dabei hingerafft worden. Sehr vernünftigerweise suchen die Franzosen an Stellen, wo der Verlustprozentsatz 50 überschreitet, gern mit fremden Elementen zu arbeiten, und thun recht daran. Man kann auch nicht behaupten, daß die edelsten Männer der deutschen Nation sich dazu hergaben, doch berührt es wehmüthig, auf den Kirchhöfen der Fremdenlegion so viele Schulze und Müller zu finden. Deserteure, Schwindler, Diebe und irregeleitete Tröpfe retteten zuweilen sich vor sich selbst, und fanden sich dann noch durch das fremdartige Zuavenkostüm geschmeichelt Dumme elsässer Bauernjungens glaubten eine Heldenthat zur Glorie der rothen Hosen zu thun, um nach kürzester Zeit in Reue zu fühlen, daß es ein Irrthum und nun zu spät sei, ihn zu verbessern. Pulver und Blei sind häufig das Ende der Täuschungen. Colonisten haben den Landbau gefördert, Straßenanlagen erleichtern die Verbindung mit den Häfen, und Garnisonen wachen über die Sicherheit. Mit den Häfen ist es nicht gut bestellt. Oran ist der einzige Hafen, der eine Art von Schutz

bietet. Algier, Bona, Philippeville dagegen sind nur künstlich durch Molen geschützt und trotzdem bei Nordstürmen nicht gefahrlos. In den vierziger Jahren wurden durch ein solches Unwetter im Hafen von Algier die französische Flotte und andere Schiffe, im Ganzen über 100 Fahrzeuge, vernichtet.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist die, daß an diesen Plätzen stets zwei Häfen neben einander angelegt sind. Der eine ist ausschließlich für die Espartoflotte bestimmt und heißt der Esparto- oder Halfahafen. Vielen Leuten wird es wie mir gehen, daß sie erst einiger Aufklärung bedürfen, um die Sache zu verstehen. Daß es viele Lumpen in der Welt giebt, weiß jeder Mensch, und früher, als man für ein dünnes Briefchen nach England noch sechs Silbergroschen Porto zahlen mußte und der Durst des Geistes durch die Tante Voß gekühlt wurde, reichten die Lumpen zur Fabrikation des Papiers aus. Nun aber zog eine fürchterliche Epidemie über den Erdball, und das war der Heißhunger nach Neuigkeiten. Man fühlte das Bedürfniß, jeden Morgen einen Eisenbahnzusammenstoß oder wenigstens doch irgend ein anderes Unglück zu sich zu nehmen. Abends war man enttäuscht, wenn man nicht irgend einen Bekannten unter den Todesanzeigen mitgetheilt bekam. Die Production der Zeitungen wuchs ins Ungeheuerliche, und die Lumpen mußten daran denken, Ersatz für sich zu stellen. Man fand also in Afrika als

Unkraut in der Wüste eine Art Binsen in Büscheln wuchern, die gemahlen einen weißen Brei abgaben, der auf Rahmen getrocknet eine weiße Sache herstellt, die genau wie Papier aussieht, aber zehnmal billiger wie Lumpenpapier ist. Heute giebt es kaum eine Zeitung, die nicht auf solchem Papier gedruckt wird. Die Berliner Zeitung „Deutsche Warte", welche verhältnißmäßig eine geringe Auflage hat, bezieht allein jährlich für 114,000 Mark von diesem Papier. Man mache sich also ein Bild von dem kolossalen Verbrauch dieses Materials. Tausende und Abertausende von wandernden Arbeitern aller Nationen, namentlich Spanier und Italiener, schneiden in der Wüste diese Binsen. Durch Blechreifen werden die Bunde eingeschlagen, glatt abgekantet, 1 Meter lang, $^1/_2$ Meter breit und eben so hoch. So werden die Bunde nach den Espartohäfen in die bereitliegenden Briggs und Schoner gestaut, um ungesäumt nach London, Marseille und von dort in die Druckereien vertrieben zu werden, die gar nicht genug davon bekommen können. Von Anfang bis zum Ende, d. h. von der Ernte bis zum Fensterputzen, ist diese billige Nothwendigkeit eine arge Täuschung und Grund großer Bekümmernisse. Der Lump ist zwar überflügelt, aber mit der Haltbarkeit sieht es übel aus. Das Papier reißt, bricht und so Vieles, was darauf gedruckt wird, ist auch häufig nicht wahr.

6*

In vier oder fünf Besuchen von Algerien habe ich Gelegenheit gehabt, mehr als gewöhnlich vom Lande zu sehen. Bei der krankhaften Spionenriecherei unserer lieben Nachbarn versäumte ich nie, mich mit genügenden Legitimationspapieren und geeigneten Empfehlungen zu versehen. Unsere Botschafter in Paris, sowohl der Fürst Hohenlohe als auch Graf Münster, haben mich dabei ihnen zu Dank verpflichtet, aber auch die französischen Behörden zeigten sich äußerlich liebenswürdig entgegenkommend. Vorzugsweise war es der Kriegsminister Billot, der mir die erbetenen Empfehlungen offen ins Haus schickte. Bei meiner ersten Landung in Oran wunderte ich mich trotzdem auch gar nicht, als man sich über meinen Paß gar nicht beruhigen wollte, und erkannte sofort eine diensteifrige Persönlichkeit, die den Auftrag hatte, mein Benehmen im Lande auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Es amüsirte mich, mit dem unglücklichen Schöps öfter Katz und Maus zu spielen. Manch Schweißtropfen war ihm dann über die Stirn gelaufen, wenn er mich dann wiederfand, und sehr schlecht seine Freude über das glückliche Wiedersehen verbergen konnte. Schließlich that mir der Biedermann leid, und nachdem wir uns ausgesprochen hatten, er als pauvre alsacien hörte, daß ich selbst in Straßburg lebte und eine Menge Leute kannte, die ihm nahe standen, wandelte sein Spitzeldienst in ergebene Anhänglichkeit. Ich

schloß einen Pakt mit ihm, mich nicht mehr seiner Controlle entziehen zu wollen. — Er wurde dafür mein Reisemarschall, besorgte mir Pferde, Esel, Wohnung in den Gouvernementshäusern, mietete mir Leute, sorgte für meine Nahrung und bekam dafür Diäten vom Gouvernement und Gehalt von mir. Dem Ganzen wurde die Krone dadurch aufgesetzt, daß er mich bat, ich möchte ihm doch den schriftlichen Bericht über mein Verhalten machen, da es ihm an der Uebung mit der Feder fehle. Natürlich geschah auch das noch. Beim Abschied war er bis zu Thränen gerührt und beehrt mich bis auf den heutigen Tag von Zeit zu Zeit mit Nachrichten und Wünschen aus dem Lande der Kabylen.

Es war damals die Zeit, wo deutscher Unverstand so viel Elsässer nach Frankreich trieb, weil sie die Fanfaronaden der Herren Deroulède, Tissot und Consorten für Wahrheit nahmen. Nachdem man diese armen getäuschten Leute in Paris zu malerischen Aufzügen und sogenannten patriotischen Festen benutzt hatte, schob man sie nach Algerien ab, wo in den trostlosesten Einöden irgendwo ein Dutzend Hütten hier und ein Dutzend Hütten dort gebaut waren. Je zwei Familien wurde ein Häuschen überwiesen. Mehrfach war der Ort der Anlage so geistreich ersonnen, daß der Wasserbedarf halbe Stunden weit herbeigefahren werden mußte. Im ersten Jahr schickte das Gouvernements-

depot alle Freitag ein Fourgon mit einigen Nahrungsmitteln, bei deren Theilung es natürlich den schönsten Zank gab. Der einzige Trost der lieben Bauern war das unschuldige Spiel mit französischen Fähnchen und der Triumph, der Einstellung in die deutsche Armee entschlüpft zu sein. Ich besuchte viele solcher elsässischer Colonien. In den ersten Stunden begegnete mir meistens Kälte, Hohn und Widerstand, wenn es aber dunkel geworden war, kamen die Biedermänner einzeln zu mir geschlichen. Erst begannen die Erkundigungen nach der Heimat, dann wollten sie wissen, wie viel ich beauftragt wäre, ihnen zu zahlen, um sie zur Heimkehr zu bewegen. Wenn nun meine Kälte ihnen zu ablehnend erschien, wurden sie dringlicher. Erst Bitten, dann Thränen, jammervolle Klagen und offenes Verlangen, ihnen zur Flucht zu verhelfen. Wenn ich den anderen Tag in der Frühe weiter ritt, konnte ich sicher sein, noch meilenweit begleitet zu werden. Die armen Leute waren viel unglücklicher, als die Verschickten in Sibirien, denn sie hatten immer noch die verzehrende Hoffnung.

Redensarten, Plakate und Zeitungsartikel im Interesse der armen von Deutschland geknechteten Vogesenfranzosen habe ich manchmal gesehen, aber in allen Theatern, Specialitätenbühnen und Wirthshäusern ist der Accent, die Ungeschicklichkeit und Anzug der Elsässer eine stete Fundgrube grober Witze. Der

Absynth und die rothen Hosen werden das deutsche Nationalgefühl in den Glückseligkeitsdusel der republikanischen Gallier übersetzen.

In den achtziger Jahren kam ich, nachdem ich fast zwei Monate nur schwarze Menschen gesehen hatte, in Guelma an. Ein eleganter Kellner im Frack und weißer Kravatte servirte mir ein sehr gutes Dejeuner, und in der Wonne, wieder im Bereich der Civilisation angekommen zu sein, sagte ich ihm, wie sympathisch mich der Wohlklang seiner Pariser Aussprache und der französische Chic berührte. Der Kellner war ganz stolz, erzählte mir aber, daß er eigentlich aus Eisleben sei, und wenn ich wollte, könnten wir auch deutsch miteinander reden. Es geht doch nichts über ein bischen Menschenkenntniß.

Die Formation des Landes ist eigenthümlich. Der unwirthliche Gebirgsstock Atlas trennt den Süden der Provinz von der Wüste Sahara. Er erhebt sich in compakten Massen, deren Gipfel, 2- bis 3000 Meter hoch, bis in den Frühling hinein schneebedeckt bleiben. Diese Scheidewand giebt zum Straßenverkehr eigentlich nur an drei Punkten Raum. Diese Defileen sind von den Franzosen denn auch mit starken Forts gesichert worden.

Das westliche Fort, tin Sefra an der marokkanischen Grenze, deckt die Straße nach Oran. Wegen der Unzuverlässigkeit der dortigen Beduinenstämme befindet

sich die dortige Garnison gewissermaßen in dauerndem Kriegszustand. Lustreisenden, die das Bedürfniß haben, nach Süden darüber hinauszuwandeln, bieten die schönsten Pässe keine genügende Sicherheit mehr. Gerade diese Straße ist es, welche für Frankreich noch von Bedeutung werden kann, da es nur zu natürlich erscheint, von hier aus die Verbindung mit den französischen Senegal- und Nigerbesitzungen anzustreben.

In der Mitte der Provinz führt von Algier aus die Straße nach Süden und wird gegen die Sahara hin durch das Fort Capouat gedeckt.

Im Osten gegen die tunisische Grenze hin, in der Gegend von Tugurt, nomadisiren die verwilderten Tuareggs, zu deren Abwehr Bisera, Constantine und einige kleine feste Plätze die Straße nach Philippeville sichern.

Der Atlas ist rauh und unzugänglich, nur die romantischen Wasserrisse und Thäler zeigen einige Fruchtbarkeit, die nicht einmal vollständig ausgenützt wird. Seit tausenden von Jahren wurde die berberische Urbevölkerung durch die Wandlungen der Geschichte aus der Ebene in die Berge zurück gedrückt, und in allen Conflikten der Jahrhunderte rettete sich alles Unbotmäßige vor Gefahr oder Strafe in die Berge. Hier hat sich bis auf den heutigen Tag das Gefühl der Unabhängigkeit und Unerreichbarkeit ausgebildet und erhalten. Trotz und Widerstand zeigen hier die

Natur und die Menschen. Es gereicht der diplomatischen Geschicklichkeit der Franzosen zur Ehre, mehr mit Geduld als Gewalt einen modus vivendi geschaffen zu haben, der wie Frieden und geordnete Zustände aussieht.

Die Lage der Sache sieht den Verhältnissen im Kaukasus nicht unähnlich.

Nördlich vor dem Fuß des Atlas breitet sich ein ausgedehnter Strich Salzwüste vor und trennt die Gebirgslandschaft von dem fruchtbaren Küstenland. Dieser üppige Garten wird das Tell genannt, giebt im Jahr mehrfach überreiche Ernten an Getreide und Früchten. Da, wo in Fleiß und Klugheit die treibende Kraft der Sonne durch Wasseranlagen unterstützt wird, herrscht Ueberfluß und Reichthum.

Der Ruf dieses Paradieses zog alle diese Völker hierher, deren Nachkommen heute alle in weißen Burnus und Turban gen Mekka beten.

Gegen die Küste hin erhebt sich an einigen Stellen das Terrain, zeigt bei Oran sich zerklüftet und bildet dort den einzigen guten Hafen in ganz Nord-Afrika. Zwischen Algier und Philippeville erhebt sich sogar ein Gebirgsstock, die Djerjera, bis zur Höhe von sechs- bis siebentausend Fuß. Schneekuppen überraschen hier bis in den Juni hinein das Auge des Europäers, der sich, an der Küste angekommen, schon in der Wüste wähnt. Gerade hier liegen die Jagdgründe des berühmten Gerard, der im Laufe der Jahre hier

einige vierzig Löwen tödtete. Die ganze Regentschaft Tunis hat so viel Einwohner wie Berlin, und die Provinz Algerien doppelt so viel. Das macht auf die Quadratmeile zehn Menschen. Man sieht, es ist in Afrika noch viel Platz. Von Algier an gerechnet, wird der Küste parallel ein tiefer Thaleinschnitt beobachtet, von Blidah nach Oran hin, das Schelif. Es ist dies das fruchtbare Thal, in dem so viele Jahre die Kämpfe mit Abd el Kader stattfanden. Auf der Ostseite zieht sich das herrliche Thal der Metscherda bis in das Tunesische hinein.

Im Jahre 1882 reiste ich zu Lande von Tunis nach Algier. Ein paar liebe Bekannte, die sich als nicht sehr seefest erwiesen hatten, schlossen sich mir an, und ich war redlich bemüht, ihnen diesen Entschluß zu danken, indem ich ihnen die Reise so angenehm wie möglich machte. Von Tunis konnten wir die Eisenbahn nur eine kurze Strecke benutzen, da sie erst im Bau begriffen war. In Gardamui war mir ein gutes Hotel empfohlen. Telegraphisch hatte ich Zimmer, Wagen und Souper bestellt. Dort angekommen, war nichts von alledem vorhanden. Ein Jude legitimirte sich durch Ausrufen meines Telegramms und führte uns mitten in der Nacht wohl drei Kilometer durch Wüstensand bis über die Knöchel. So ging es über Gerippe, durch Löcher – Schakale flohen, aufgescheucht, in die Dunkelheit, und als der

Verdacht, daß wir bestimmt seien, die Gerippe zu vermehren, immer mehr Gewißheit wurde, leuchtete uns ein Hoffnungsstrahl aus einer Stalllaterne entgegen. Eine elende Bretterhütte entpuppte sich als das gepriesene Hotel. Die Schlafstelle waren Strohsäcke, und auf leeren Kisten hatte man etwas vom Hammel aufgebaut, was schon Hannibal als ungenießbar zurückgelassen haben mochte. Millionen Mosquitos und Erdflöhe schienen unsere Ankunft für ein längst ersehntes Fest anzusehen. Der einzig vorhandene Wagen mit zwei Pferden, der sich augenblicklich in Afrika befand, hatte einen Eisenbahnbaumeister hierhergebracht, der andern Tags weiterfahren wollte. Was war zu thun? Vielleicht war es der Wille des Propheten, daß wir dableiben sollten — aber nicht der meine. In nichtswürdiger Niedertracht lud ich den Kutscher zum Hammelbraten, debattirte zwei Stunden mit ihm, bis ich durch gute Worte und 200 Francs sein Gewissen so erweicht hatte, daß er sich mir verkaufte und beschloß, den Contract mit seinem Baumeister zu brechen. Heimlich und lautlos wurden unsere Sachen auf dem Wagen befestigt, lautlos angespannt und eben als wir abfahren wollten, merkte der Baubeflissene, daß ein Attentat im Gange sei. Ob die Leinen schon ordentlich eingeschnallt waren, ließ sich nicht genau feststellen, aber im Augenblick der höchsten Noth sprang der Kutscher auf den

Bock und schlug zwischen die Pferde; der Baumeister schimpfte, es krachte, der Tritt wurde abgerissen, Kisten umgeworfen, Hüte gingen verloren, aber wie die wilde Jagd ging es in die Dunkelheit in der Carrière ohne Weg und Steg. Erst als die Seufzer des Baumeisters immer matter wurden, kam der Kutscher auf die Vermuthung, eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben. Das Aufdämmern des Morgenlichts leitete uns auf unsern rechten Weg. Weg war das aber durchaus nicht zu nennen, denn wir fuhren unter Anderem an diesem Tage 22 Mal durch das Flüßchen Metscherda, wobei mehrere Male das Wasser bis über die Wagensitze stieg und einmal die Pferde nahe am Ertrinken waren. Es war eine unbeschreiblich schöne, herrliche, siegreiche Fahrt. Die ungewöhnlichen Umstände und die entzückende Naturschönheit erhoben die Stimmung und erhöhten den Genuß. Die Thalwände in frischem Grün und meilenweit am Ufer die Oleanderbüsche in rosiger Blütenpracht. Gazellen sahen vertraut nach uns, der fremdartigen Erscheinung in den sonst stillen Fluren, und Adler schwebten bewegungslos lange über uns, ohne, wie es schien, sich erklären zu können, was unsere Lustfahrt zu bedeuten habe

Es wurde immer klarer, weshalb unser Rosselenker gerade diesen unbefahrenen romantischen Weg mit uns gefahren war. Ihm war er bekannt genug,

da er den Baumeister gefahren hatte, der hier durch's Metscherdathal die projectirte Eisenbahn abgesteckt hatte. Ab und zu fand sich in der Entfernung auch ein italienischer Arbeiter. Die Art der Begrüßung mit dem Kutscher ließ aber oft den Verdacht nicht fernhalten, daß sie Complicen irgend welcher Unregelmäßigkeit seien. Die nothwendigen Halte- und Futterpausen boten wenig Ruhe, da die Nation von Dante und Petrarka hier nur ausgestoßenes Banditengesindel abgestreift zu haben schien Ich will aber nicht ungerecht sein, diese Leute arbeiten, um zu leben, und wir ackerten uns des Vergnügens halber ab. So war es also die Nacht und den Tag über gegangen, daß man sich wunderte, noch ein ganzes Rad und einen ganzen Knochen zu haben, bis wir Sukaraß erreichten. Herrlich die Landschaft, reizend das Städtchen, Alles sauber, nett, wohlhabend, französisch, Firmenschilder und Reclamen in lebhaften Farben, die Tricolore angebracht, wo es nur möglich war. In den Gärten Pflege feiner Obstsorten, blaue Hemden, Sabots, Absynth und stets gefüllte Cafés. Viele Fanfaren und schauspielerisches Pathos in politischen Fragen — aber höflich selbst gegen Prussiens und Sinn für Humor. Die Pioniere der Civilisation, d. h. die Colonisten, die bereits aus den dreißiger und vierziger Jahren herstammen, erinnern in ihrem Aeußern an die Californiens. Von der Sonne dunkel-

braun gefärbt, haben die Gefahren, Arbeit und Kampf um die Existenz sich tief in das Antlitz gefurcht. Die durch alle Schicksalsschläge erkämpfte Unabhängigkeit hat sie der Hochachtung für ihre Nebenmenschen beraubt. Sie erscheinen dreist, frech gegen Neulinge und hart gegen die Eingeborenen, denen sie mit Mißtrauen und Verachtung begegnen. Diese alten Colonisten stören in ihrer Ueberhebung oft die wohlgemeintesten Maßregeln der Regierung.

Es liegt etwas Abenteuerliches in der Anziehungskraft dieses dunkeln Erdtheils. Gefahr und das absolut Andere und Besondere, das es von Europa unterscheidet, lockt Thatkraft und Wißbegier. Erlebnisse und Erfahrungen schmücken wie ein buntes Kleid und schmeicheln daheim der Eigenliebe. Die meisten Derer, die sich in Afrika verstecken, sind mehr oder minder durch irgend einen Defect in ihren Lebensbedingungen dorthin gezwungen, und Viele sind siegreich daraus hervorgegangen. Der Glanz solcher Namen wirft seinen Schimmer auf jedes neue Streben und lockt immer auf's Neue die Phantasie in diese dunkele Ungewißheit. So war es schon zu den Zeiten der alten Römer und ist es bis auf den heutigen Tag. Mangelhafte Vorbereitung hierher geschickter Beamten, der alleinige Wunsch, in kürzester Frist das vergeudete Vermögen wieder zu erwerben, und der zu schnelle Wechsel in den maßgebenden

Stellen haben die Stabilität der Verhältnisse sehr verzögert, nunmehr aber wird man der Verwaltung die Anerkennung nicht versagen dürfen.

Es scheint fast, als ob der weite politische Blick der Machthaber im eigenen Mutterlande das Faulwerden der alten Wurzeln befürchte und durch neue kräftige Anpflanzung, durch den Erwerb so werthvoller Colonien neue Lebenskraft erwecken wolle. Die umstandslose Inbesitznahme von Tunisien, die Niederwerfung von Dahome und das Vordringen bis Timbuktu ist nichts Anderes als eine Arrondirung von Algerien, und man kann nicht genug die planmäßige Energie bewundern, mit der daran gearbeitet wird.

Nicht umsonst sind die drei Hauptpässe des Atlas so stark befestigt. Sie sind es zum Schutz und zugleich zum Ausgangspunkt weiteren Vordringens. Frankreich sollte es wie Amerika machen und sofort mit Straßennetz und Eisenbahnen beginnen, denn daß Senegambien mit Algerien verbunden wird, ist nur eine Frage der Zeit. Mir scheint für diesen Fall Oran wichtiger als die Stadt Algier zu sein und dürften die Zeit und die Verkehrsverhältnisse bald zwingend für die Verwaltungsbehörden werden.

Oran ist der einzige Ort an der ganzen Nordküste von Afrika, der einen natürlichen Hafen hat und aus diesem Grunde schon bis in die älteste Zeit hinein von hoher Bedeutung für die Schifffahrt und Berührungen

mit dem Auslande ist. Aber auch nur gerade durch oben erwähnte Einflüsse zog es die Verkehrsstraßen des Hinterlandes zu sich hin. Nach Süden hin liegt das heilige Mascara und noch südlicher Tlemsen, die einstmalige Hauptstadt des souveränen Reiches Tlemsen, welche früher mehrere Hunderttausend Einwohner hatte — heute bis auf 50,000 herabgesunken ist. Hier mündeten die Pilger- und Handelsstraßen aus Marokko und Timbuktu, hier fand der Handelsaustausch mit Europa statt, den Oran vermittelte. Heute noch wie damals gehört es zu den Seltenheiten, Bewohner des Innern in Oran zu begegnen, und sehr erklärlich ist es, wenn der Geograph und Etnograph sich hingezogen fühlt, dort weiter zu blicken.

Das Reisen ist beschwerlich; für den Neuling ist der Begriff Wüste ein Nichts, ein Meer von Sand. Die französische Verwaltung taxirt im algerischen Theil der Sahara neun Millionen Schafe und zieht zwei Millionen Francs Steuern daraus. Zwei Millionen Ziegen und 300,000 Kameele erhöhen die Steuerquellen ebenso, wie die Cultur der Dattelpalmen, Aprikosen, Orangen, Citronen, Pfeffer, Zwiebeln. Die Zahlen darüber geben dem Forscher schon theoretisch eine andere Auffassung des Begriffs Wüste, wie er uns eingewöhnt ist. Es leben Menschen auch dort und betrachten die Wüste als ihre Heimat.

Die Stadt Oran liegt auf mäßig hohem Plateau über dem Meer. Ueber die Hälfte der Einwohner sind Spanier. Es wird hier spanisch gesprochen, und auch die Häuser haben mehr spanischen wie orientalischen Charakter. Ein tief eingeschnittenes Thal leitet die Straße von Maskara bis zum Hafen, an dem sich das ganze Volksleben abspielt. Gegen Westen hin erstreckt sich unmittelbar am Hafen steil, schroff und unwirthlich ein Felsengrat, scharf wie ein Messer und unzugänglich selbst für Bergfexe. Auf dem ins Meer vorspringenden Zuckerhut von 1200 Fuß Höhe hat aus den denkbar ältesten Zeiten immer ein Kastell gelegen, das alle später es besitzenden Völker je nach ihrer Weise zum Schutz und Trutz ausgebant haben. Der letzte Baumeister war der aus dem französischen Krieg 1870 her bekannte General Failly, der nachmalige Erzieher des unglücklichen Lulu, des beabsichtigten Napoleon IV., der in Südafrika von Kaffern erschlagen wurde.

Santa Cruz heißt die Citadelle von Oran. Fröhlich und wohlgemuth beginnt jeder Lustreisende diesen herrlichen Punkt zu erklimmen. Auf halber Höhe aber sind Knie und Ellbogen, Stiefel, Kourage, Athem längst in die Brüche gegangen und allerhand sehr vernünftige Gründe haben den kühnen Wanderer zur Umkehr bestimmt. Einige Ausnahmen behaupten, von oben die Schneegipfel der Sierra Nevada in

Spanien gesehen zu haben, und daß der großartige Blick aller Mühen werth wäre.

Mir war es nicht beschieden, stolz, wie Hannibal die Flotte mit der Armee, die Rom in Schrecken setzte, von hier nach Tarragona zu weisen. Als ich von der Hälfte des Felskegels zurückkehrte, hatte ich das Gefühl, als ob die Hälfte meiner Knochen oben geblieben sei. Welche Anstrengungen muß das gemacht haben, auf dem Gipfel dort noch einen solchen Kunstbau aufzuführen. Da, wo sich das Plateau über der Stadt mäßig erhebt, liegt village negre. Dort oben glaubt man sich tief im Innern der Sahara, denn hier leben nur Neger aller Stämme ohne Beimischung weißer Menschen. Bewohner, Häuser, Hütten, Werkzeuge, Gebräuche und Gewohnheiten sind ganz unbeeinflußt, und in Timbuktu kann es nicht unverfälschter aussehen als hier. Eine Moschee existirt hier nicht, aber in jeder dritten Hütte wird gezaubert und geopfert. Aus Hühnerlebern und Blut wird das Schicksal gelesen und dabei ein solcher Heidenlärm gemacht, daß man von Weitem schon die Besinnung verlieren könnte. Wundervoll ist es, alle den Einzelheiten zu lauschen und sich auf der Grenze zurechtzufinden, wo Allah sich mit dem strafenden höchsten Wesen vermischt hat. Der Forscher findet ja in unserm Christenthum so unendlich viele heidnische Andeutungen, in Namen und Zeiten und Gebräuchen, daß es gar nicht

zu verwundern ist, daß der Islam nicht im Stande gewesen ist, in den wilden rohen Völkern alle Irrthümer und Schroffheiten zu beseitigen. Mit Wonne erkennt der Forscher so unendlich viele Anklänge an recht sehr schwarzes Heidenthum, wenn auch noch so sehr abgemildert. Das getödtete Huhn ist auch nur der Ersatz für das ungern aufgegebene Menschenopfer.

Wenn man die rituellen Ceremonien hier mit Verwunderung beobachtet, muß man die Autorität der Franzosen dankbar anerkennen. Alles athmet wilden Fanatismus, übermenschliche Kraft und unfaßbaren Blödsinn. Das menschliche Leben ist in solchen Augenblicken nicht viel werth. In betäubenden Bernstein- und Aloëräucherungen wird durch Steigerung der Kraftanstrengungen in den Kerlen eine solche Extase hervorgebracht, daß sie Handlungen thun, zu denen ein vernünftiger Mensch physisch gänzlich außer Stande wäre. Feuer und Glas fressen, Skorpione und giftige Schlangen zerbeißen, sich die Glieder mit Dolchen durchstechen, auf glühenden Kohlen gehen, sich köpflings auf Marmortreppen werfen, sind nur kleine Spielereien. Je toller und je verrückter sich solch ein Kerl benimmt, desto mehr Freude macht es seinem höchsten Wesen, und desto mehr Bewunderung findet er vor seinen Mitmenschen. Es ist fast so wie bei uns bei der Springprozession in Echternach. Die Umzüge der Jessaua in wilden Sprüngen und rhythmischem Geheul,

reißen wie der Veitstanz alle Zuschauer mit in das wüste Gebahren, und thut der Giaur gut, der Gefahr aus dem Wege zu gehen.

In den fünfziger Jahren wurde in Kairo beim Durchzug der Mekkapilger-Karawane ein zuschauender Engländer getödtet. Polizei schaffte die Leiche beiseite und der Khedive Said zahlte stillschweigend hohe Entschädigung. Bei jedem anderen Verfahren lag die Gefahr eines allgemeinen Blutbades unter den Nichtmohamedanern vor. Heute haben die äußeren Formen sich gemildert, der Zündstoff ist aber immer noch vorhanden.

In Spanien findet man an allen Orten, in allen Lebensgewohnheiten, Sprache und Gewohnheiten maurische Pulsation. In Nordafrika sieht und fühlt man spanisches Leben. Oft weiß man kaum, was dem Einen und was dem Anderen mehr zuzuschreiben ist, so ganz hat es sich verflochten. Die Häuser sind auf abgeschlossenes Leben hin gebaut. Der innere Hof, das patio, ist zimmerartig mit Möbeln ausgestattet zur ebenen Erde, und von der ringsumlaufenden Galerie des ersten Stockes tritt man in kleine Zimmer, die ihr Licht nur durch die Thür erhalten. Eine eigentliche Thür ist zwar nicht vorhanden, sondern nur ein Vorhang, der auch nicht hinreicht, alle Geheimnisse zu verbergen. Segeltücher überspannen in Dachhöhe den ganzen Hof, und das Murmeln einer Fontaine

unterstützen den Hang zu einförmiger Beschaulichkeit. Durch eine kunstvoll in Eisen geschmiedete Hausthür vermuthet man Frieden, Glück, Ruhe, fromme Ergebung. Halbnackte Kinder mit einem Fetzen in Goldstickerei geschmückt, delektiren sich an Knoblauch — daneben riecht es nach Rosenwasser und türkischem Tabak. Alle Nichtmohamedaner tragen den rothen Shawl um die Hüften und den orientalischen Fez, und riechen auch stark nach Zwiebeln. Von den 3000 Negern des village negre der oberen Stadt arbeiten die Hälfte äußerst wenig angezogen unten am Hafen. Wenn sie arbeiten, heulen sie, sich gegenseitig zu Kraftanstrengungen herausfordernd, und wenn sie nicht arbeiten, zanken sie sich und quäken und quakeln, so daß man sie immer früher hört als sieht.

Der Erlös für ihre Arbeiten wird verspielt und vertrunken, und dann gehen sie ein bischen mit dem Messer spazieren. Polizei und Soldaten sind nicht sentimental, Spanier sind rachsüchtig, Italiener leidenschaftlich, Malteser gewaltthätig, und so kommt es denn, daß alle zugleich auf das arme schwarze Vieh einschlagen, wo sich nur eine passende Gelegenheit dazu bietet. Wie auch in Amerika will man durchaus der schwarzen Rasse nicht volle menschliche Berechtigung zuerkennen. Der Ausdruck Nigger hat für die Schwarzen etwas Beleidigendes, sie wünschen „Farbige“ genannt zu werden, doch selbst die kleinste Münze

läßt alle Bedenken zu Wasser werden, wie der Alkohol selbst die besten Vorsätze schwarzer Biedermänner vernichtet.

Es ist schon länger als 20 Jahre her, daß ich von Oran nach dem Süden zog, um das Fort tin Sefra im Atlas-Defilee kennen zu lernen, um die alte Hauptstadt des souveränen Sultanats Tlemsen zu sehen, und die geheiligten Moscheen von Mascara mit den Maurenbaudenkmalen aus Spanien zu vergleichen. Die Residenz Abd el Kaders zog mich mächtig an und hier in Mascara war es, wo ich in der großen Karawanserei mit der Karawane marokkanischer Mekkapilger zusammentraf, mit der ich zehn Tage in freundschaftlicher Gemeinschaft durch die Wüste ziehen durfte, und welche ich dann später als Schiffsgenosse von Tunis bis Malta begleitete.

Da ich durch Striche mit lapis infernalis einem alten, halb blinden Greis Linderung seines Augenleidens brachte, hielt man mich für einen weisen fränkischen Hakim, den der Prophet den Leidenden entgegengeschickt hatte. Ich wurde aufgefordert, den Pilgerzug zu begleiten, und sah und lernte mehr dabei, als sonst Reisende in Jahren. Meine Praxis blühte, und manche Erfolge freuten mich noch mehr, als die Genesenen. Mein übeles Arabisch gewann durch Einflechtung ganz ungehöriger lateinischer Vocabeln, mein Thee und das bischen Höllenstein und meine

Würde hatten mich bald unentbehrlich gemacht. Nach zehn Tagen war mein Thee verbraucht, der Höllenstein gestohlen, auch fing man an, mich bei Krankheiten von Pferden und Eseln zu consultiren, so daß es mir wie eine Erlösung schien, als ich mich mir selbst wiedergab und mich seitwärts in die Wüste schlug.

Später aber, auf dem Pulverschiff nach Malta, wurde ich von denselben Pilgern wie ein Heiliger gesegnet, und es fehlte nicht viel, so hätte ich mich selbst für einen großen Hakim gehalten.

Der Weg von Oran über Orleansville nach Algier führt durch das entzückende Schelifthal. Ueppig, blütenreich, romantisch und blutgetränkt.

An jeden Ort sind Erinnerungen geknüpft, aus denen Namen klingen, wie Abd el Kader, Bugeaud, Pelisier, Mac Mahon, Aumale und Joinville. Heute ist Friede, Sicherheit und Wohlstand eingetreten, und der Feldbau und die Ansiedelungen scheinen mustergültig. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat Algerien Frankreich jährlich 40 bis 50 Millionen Francs gekostet, und jetzt erst beginnt es dem Mutterlande Gewinn zu bringen. In Tunis fanden die Franzosen eine relativ geordnete Verwaltung vor und haben nicht erst die harten Prüfungen durchmachen müssen. Bei dem Zweikindersystem leidet Frankreich nicht an Uebervölkerung und erkennt zu spät, daß man mit dem

Abschaum der Nation nicht rationell colonisiren kann. Im Congobecken liegt die Cultur der Zukunft, und die voraussichtliche Verbindung von Algier mit dem Senegal und den Nigerländern ist ein bewunderungswürdiger Zug in der Politik der Gallier von heute. Sie verlangen von uns das Elsaß heraus — ob sie aber wohl dem König Behanzien Dahome wiedergeben werden?

Augenscheinlich bewegen sich Natur und Menschen in Extremen. Wo Wasser ist, sprießt eine außerordentliche Fruchtbarkeit, wo es fehlt, ist Wüste, Dürre. Der Landbau hat doppelte Ernte im Jahr, und die ausgeführten Getreidemassen und Früchte aus Algier sind bereits ein wichtiger Factor in der Volksernährung von Europa geworden. Mein Aufenthalt in Straßburg hat mich manchen Einblick in diese Verhältnisse machen lassen. Vor der Rheinstrom-Regulirung war beim Sinken der nilartigen Ueberschwemmungen das saure Riedgras gar nicht anders auszunützen, als daß Millionen von Gänsen darauf geweidet wurden. Niemand hatte in dieser Ueberfülle noch Appetit auf Gänsebraten — die Leber war werthlos. Da kam der Koch Ledoyen, der sich im Dienst des Marschall Contades befand, auf den geistreichen Gedanken, die Leber in eine würzige Pate zu verarbeiten, welche solchen Beifall fand, daß heute von Straßburg aus die ganze Welt damit versorgt

wird. Vom 15. November bis 15. Januar kaufen zahllose Köche täglich jeder für etwa 3000 Francs Gänselebern, das Stück zu 5 Francs. Die halbe Stadt ist weiß gekleidet, in rastloser Arbeit. Lange Reihen von Rollwagen bringen Kisten mit Leberpasteten zum Bahnhof, und hohe Kisten mit Trüffeln und Gewürzen von dort in die Werkstätten. Den 15. Januar hören diese Arbeiten auf.

Da aber die Köche doch verwerthet werden müssen, kommen nun die frischen Frühlingsgemüse aus Algier täglich in Lastzügen aus dem Süden an, und strahlen in Blechbüchsen sternartig wieder in die ganze Welt zurück. Es entsteht für Straßburg daraus die Eigenthümlichkeit, daß das, was in Haus und Küche Luxus bedeutet, hier sehr billig und tägliches Lebensbedürfniß wird. Gleich der conca doro um Palermo ist Algier, die Stadt, mit einem Zaubergarten von Blumen und Früchten umgeben, daß schier die Arme fehlen, um alle den Reichthum der Natur zu bergen.

Man muß solche Ueppigkeit gesehen haben, um die persischen und arabischen Dichter begreifen zu können und die phantastischen Schilderungen ihrer Gärten.

Die abnorme Bodenbildung, der felsige Untergrund geben auch den Wasserverhältnissen ihren zwingenden Ausdruck. Zahllose Flußbetten sieht man ohne einen Tropfen Wasser. Niedergerissene Brücken-

bogen und durchspülte Dämme aber zeigen, daß zu Zeiten hier vernichtende Gewalten regieren. Dies gewaltsame Herabstürzen der Regen- und Schneewasser reißt allen Humus mit sich fort, hinterläßt sterile glatte Felsen und verschlammt am Ufer die Häfen. An anderen Stellen fehlt der Abfluß. Ganze große Ebenen verwandeln sich in stagnirende Lagunen oder Sümpfe, mit die Vegetation vernichtendem Salzgehalt und gefährlichen Fiebernebeln. Als die Eisenbahn von Algier nach Oran gebaut wurde, herrschte eine so verheerende Fieberepidemie unter den Arbeitern und Angestellten, daß man keinen länger als vier Wochen dort stationiren konnte. Nun wurden massenhaft Eucalyptus globulus aus Australien hierher verpflanzt, und das Aufhören der Fieber wurde lange Zeit der Ausstrahlung der Blätter zugeschrieben, bis man jetzt zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die segensreiche Ursache vielmehr darin zu suchen ist, daß dieser Baum zu seinem phänomenal schnellen Wachsthum direct die Feuchtigkeit des Bodens so auffaugt, daß die schädlichen Bodenausdünstungen dadurch sichtlich eingeschränkt werden.

Wenn man von der See aus sich der Stadt Algier nähert, empfängt man einen prachtvollen Eindruck. Aehnlich der Riviera wird eine weite Bucht durch zwei vorspringende Caps eingefaßt, und als Rückwand des Bildes erhebt sich eine Gebirgswand, wieder in

malerische Bilder gegliedert. Auf niedrigem Plateau, dicht am Strand, liegt in Glanz und Pracht mit herrlichen Bauten die Hauptstadt des Landes, mit ihren Vorstadtarmen die ganze Bucht umfassend. Die Djamie, das Hotel de ville, das Denkmal des Prinzen Aumale, das imposante Hotel Orient, Kuppeln und Thürme fesseln das Auge. Hier ist französische Architektur, französisches Leben, französische Sprache. Cafés, Restaurants, Magazine, Firmenschilder, Fähnchen, Alles sehr pariserisch und tricolor. Die Stadt steigt über die Dächer der Häuser gegen den Gebirgszug auf und gipfelt in dem alten Burgbau, die Kasba, der alten Residenz des Dey von Algier. Es ist nicht leicht, dorthin zu kommen. Sobald man das maurische Viertel erreicht hat, verengen sich die Straßen und Gassen bis zu einem Meter. Der erste Stock ist übergebaut, daß man oft wie in einem Tunnel geht. Jedes Fenster, mit kunstvollen Holzgittern geschlossen, bildet einen hervorspringenden Winkel, um den ersehnten Luftzug durchzulassen, die Hausthüren sind Küchenspindeln ähnlich. Die Hausflure sind ein Bienenkorb von Schlupfwinkeln. Die Verbindung im Hause nur auf Hühnerleitern möglich, die Straße ist ein Bacchanal von Treppenstufen aus runden Steinen, die in den Jahrhunderten die vielen Tausende christlicher Gefangenen in Kummer und Verzweiflung gepflastert haben. Jeder Schritt, den man macht, erinnert an das Unglück, Heimweh

und Hoffnungslosigkeit dieser armen Opfer. Man begreift nicht, wie Weber im Oberon seinen Scherasmin dabei hat so fröhliche Lieder singen lassen. So geht es Trepp auf Trepp ab, liebe Kinder bewerfen den ungebetenen Gast mit Orangenschalen und rufen giaur, ruch, ruch. Fort, fort geht es weiter an offenen Thüren vorüber, wobei sich bald hier, bald dort ein Stückchen orientalisches Leben abspielt. Man rechnet hier so wenig darauf, gestört zu werden, daß man zahlreich Frauen unverschleiert zu sehen bekommt. Opiumduft und Beckenklang, Tambourin und Kastagnetten locken in jene Straße, bunte Tücher wieder dorthin. Endlich ist der Faden durch dies Labyrint gänzlich abhanden gekommen. Im schönsten Arabisch frage ich nach dem Weg zum Hotel. Mit Hohnlachen weist man aber oben nach der Kasba, und macht dabei eine Handbewegung, um anzudeuten, was Einen dort erwarten könnte. 70 Jahre sind es nun her, doch erinnert man sich heute noch lebhaft daran, daß der Dey in Algerien souverän war.

Dieser brave Seeräuber hatte, wie immer, viel Veranlassung zu Reclamationen aller Art gegeben. Er hatte einen aufgedunsenen Brief an König Karl X. nach Paris geschrieben, in einem Ton, wie etwa der Prophet an seinen Nachtwächter schreiben würde. Am Bairamfest fragte der Dey, warum der König nicht geantwortet hätte. Der Consul sagte, ein König

schriebe nur an Könige, und hielt in Patriotismus und Hochgefühl großer Politik seine Wange hin. Der gute Dey schmetterte ihm im Zorn auch sofort eine Ohrfeige, die alle Riffpiraten ins größte Entzücken versetzte.

Der Consul bekam den Heiligengeist-Orden für die gewandte Art der Herstellung des Conflictes. In vier Wochen war die Flotte und Armee da, der Dey abgesetzt und seit der Zeit Algerien französische Provinz. Wo man geht und steht, fühlt und sieht man das, und es freut Einen, daß es so ist, denn es ist gut, daß es so ist. Der Blick von der Kasba auf die untere Stadt, das Meer und über die Gartengefilde zum Gebirge hinauf ist wundervoll. Die erstickenden Wüstenwinde werden durch das Meer und die Gebirgswand gemildert; man muß aber nicht glauben, daß hier ewiger Frühling sei. In den Wintermonaten versammeln sich oft alle europäischen Winde zugleich vor der Rhede von Algier und geben hier zuweilen Vorstellungen, deren Folgen mit Entsetzen von Kind auf Kind erzählt werden. Aus diesem Grunde ist auch der Aufenthalt für Brustkranke nicht immer von der gewünschten Besserung begleitet. Da das „Andere" aber immer das Schönere ist, wiederholt sich jährlich der Fremdenzuzug.

Im Osten der Bucht liegt die Residenz des Erzbischofs und unweit davon der botanische Garten.

Hier erst kann der Nordländer sich einen Begriff von tropischer Vegetation machen, denn die Kraft und die Gesundheit der Palmenarten und Bambus, die in riesenhaften Alleen gedeihen, überflügeln Alles, was man in Europa je gesehen hat. Jeder Spaziergang ist eine Studienreise und Quelle der Freude. Ich hatte zur Zeit Gelegenheit, mit dem Erzbischof Lavergerie in gesellschaftliche Verbindung zu treten, da ich ihn in früheren Verhältnissen, als er noch Cavallerie-officier in Turin war, gut gekannt hatte. Später traf ich ihn dann noch in Constantinopel beim Selamlik am Jldispalais. Mustapha heißt eine wildromantische Schlucht, die sich in die östliche Bergkette eingeschnitten findet. Hier liegt das Landpalais des Gouverneurs. Als General Chancy den hohen Posten bekleidete, hatte ich die Ehre, auch das Innere dieses gänzlich maurisch gehaltenen Schlosses kennen zu lernen. Am schroffen Ufer eines stürmischen Wildbaches zieht sich durch die Schlucht eine Reihe der hübschesten Villen, und allabendlich fern vom lauten Volksgetriebe sieht man zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde den eleganten Theil der Gesellschaft sich gegenseitig beunruhigen.

Es versteht sich von selbst, daß es dort einen lac, eine allée des acazias giebt, für Polo und lawn-tennis gesorgt ist. Im maurischen Kiosk nimmt man Sorbet, kauft sich den Figaro, redet von den Erfolgen in Tonkin, Boulanger und der Sarah Bernhard und ist dann

ganz auf der Höhe der Zeit. Man sagt nicht bon jour, sondern ce soir au Moustapha. Also auf nach Mustapha! Ein Gang durch die neue Stadt zeigt dem Beschauer nicht viel Erbauliches. Die Bevölkerung sieht sehr gemischt und unterwerthig aus, verkleidet sich als Orientalen und benimmt sich nicht halb so anständig wie die Mauren. Alle sogenannten arabischen Sachen, die so gern von den Reisenden mitgebracht werden, finden ihre Entstehung in der rue vievienne und den Fabriken der Vorstädte von Paris. Stoffe, Stickereien, Waffen, Alles kommt daher, das einzig echte in Algier ist die Photographie und der Bauchtanz. Ein anständiges Theater oder gute Musik giebt es, wie im ganzen Orient, nicht. In verdächtigen Spelunken wird eine üble Gattung von Specialitäten zur Darstellung gebracht, in denen der dumme Elsässer und sein schlechter Accent regelmäßig eine große Rolle spielen muß.

Höchst lehrreich und sehr interessant ist das Studium des Landesmuseums, das, wissenschaftlich geordnet und reich assortirt, dem Reisenden eine Menge Aufschlüsse giebt und Vieles vor Augen führt, was ihm unter Strapazen und Gefahren immer noch nicht sicher erreichbar wird. In der Handelsabtheilung sind Mustersammlungen für Import und Export und die Bureaux zur Auskunft und Beihilfe organisirt.

In jeder der drei Provinzen Oran, Algier und Konstantine ist eine militärische und Civilverwaltung, welche beide sich in der Person des Gouverneurs vereinigen. Die Bureaux-Araber leiten das Wohl und Wehe der Eingeborenen. Die Festung Kalve auf Corsika ist mit Geißeln kabylischer Stämme angefüllt, auf manchem Burnus sieht man das Kreuz der Ehrenlegion, und in vielen Taschen ahnt man eine Masse Bestechungsfrancs. Kurz, mit allen denkbaren Mitteln steuert man systematisch dem vorschwebenden Ziele zu. Glück auf! Der Gouverneur von Algerien war sonst eine Persönlichkeit von Einfluß und Bedeutung. Seine Macht und Ansehen gründeten sich immer noch auf die siegreichen Waffenthaten der Generale bei Eroberung des Landes Seitdem die republikanische Regierung es aber für bequem gefunden hat, nacheinander einige unbedeutende Civilbeamte auf diesen hohen Posten abzuschieben, ist auch viel von dem Einfluß und der Autorität eingebüßt worden.

In Paris auf der Straße ist der weiße Burnus und der Turban immer noch von gewisser theatralischer Wirkung. Selbst im Jahre 1870, im belagerten Paris, verkleidete sich die Freiwilligenlegion als Zuaven. Am liebsten wären sie auch gleich Neger geworden, da, wie bei uns, alles Fremde einen geheimnißvollen Zauber zu haben scheint. Mir ist es immer unerfindlich gewesen, was die Husarentracht und Ulanenbekleidung

eigentlich mit der preußischen Armee zu thun hat. Mit demselben Recht könnten wir uns den chinesischen Zopf wachsen lassen, was wahrscheinlich nur der vielen Versetzungen wegen nicht geschieht.

Ist man am Lande, so zieht es Einen ans Meer, und bei Ebbe und Flut sehnt man sich in die Berge. So ist von Algier auch der Blick nach der Höhe gerichtet, wo das entzückende Blidah liegt. In etwa einer Stunde durchschneidet man den üppig strotzenden Frucht- und Blumengarten, die Metischda, und steigt man dann mit starker Locomotive zu Blidah auf.

Der überhöhende Kamm des Atlas schützt den lieblichen Ort gegen Wüstenstürme und versengende Sonne. Wie ein verhätschelter Liebling erhält Blidah von seiner Mutter Algier Alles, was nur zu denken ist an Wohlthaten und Geschenken. Das Wachsthum ist fast wie in amerikanischen Städten. Alljährlich mehren sich die reizenden Villen im wechselndsten Phantasiestyl; landschaftliche Anlagen, Schmuckgärten, Promenaden ziehen Vertreter aller Nationen hierher, die aus Laune oder Kränklichkeit dem nordischen Winter zu entschlüpfen suchen. Alle scheinen befriedigt, einige gelangweilt und Manche glücklich, nur nicht zu Hause zu sein. Eigenthümlicher Weise giebt es im Atlas eine Menge heiße Schwefelquellen, von denen, in Benutzung organisirt, drei ganz bemerkenswerthe Badeorte geschaffen haben. Schon zur Zeit der Römer

8

kannte man die heilende Wirkung. Wildbad in Württemberg lernte Graf Eberhard dadurch kennen, daß ein blessirter rheumatischer Eber Linderung seiner Leiden in der Quelle suchte, hier aber werden, wenn die Menschen in den heißen Wassern gebadet haben, die Abflüsse in tieferliegenden Bassins gesammelt und krankes Vieh, Pferde und Hunde zur Genesung gebadet.

In Blidah ist ein Hauptdepot für die Landespferdezucht Die sachgemäße Verwaltung leistet Ersprießliches. Maler und Damen werden am meisten entzückt von den kleinen Berberhengsten. In nervösem Temperament mit 1000 Füßen, Wiehern und Mähnenschütteln bestechen sie mehr das Auge, als sie als Vaterpferde zweckmäßig erscheinen. 1668 ließ sich der König von England elf Stuten aus der Berberei kommen und drei syrische Hengste. Godolphin, Byrley Turk und Darnley Arabian bilden die Stammeltern der englischen Vollblutrasse. Kein Pferd der Welt darf sich Vollblut nennen, dessen Stammbaum nicht rein auf diese Eltern zurückgeführt werden kann. 200 Jahre hat es bedurft, die hohen Eigenschaften im englischen Vollblut zu entwickeln, 200 Jahre aber haben nicht genügt, manche Menschen, die über Pferdezucht wie Propheten reden, darüber zu unterrichten.

Sehr in die Augen fallend zeigt sich auf einem ins Meer springenden Vorgebirge des Kolea-Sachets

die Ruine eines Kolossaldenkmals, dessen Betrachtung interessante archäologische und historische Gedanken erweckt. Auch bei Batna, im alten Numidien, befindet sich ein Erstaunen erweckender Ueberrest eines Denkmals, welches unzweifelhaft in geistigem Kontakt mit den Stufenpyramiden von Saccara in Aegypten steht. Der Grundbau, als Mausoleum gedacht, schließt sich in seiner architektonischen Anordnung den Bauten im Nilthale an und beweist die äußerst frühe Verbindung der Atlasvölker mit den religiösen Anschauungen in der Oase des Jupiter Ammon und dem alten Aegypten.

Später scheint in Algerien durch öfteren Umbau auch der Zweck des Baues, aus dem Grabtempel ein einfaches Ehrendenkmal herzustellen, gewandelt zu sein. Der Volkslegende gefällt es, die widersinnigsten Begebenheiten damit zu verflechten. Bald muß Elias und die Vandalenfürsten, bald Hannibal und Masinissa herhalten, den Sagenbedarf zu decken. Jeder historische Forscher oder Archäologe, der den Versuch macht, etwas Licht in die Sache zu bringen, wird mit scheelen Augen wie ein Dieb am Nationaleigenthum angesehen. Aus diesem Grunde kann ich nur schüchtern andeuten, daß eine später eingehauene, sehr verwitterte Inschrift sehr rühmlich des Königs Juba II. erwähnt. In der Zeit der Kreuzigung Christi war Juba von Rom zum König eingesetzt und residirte im alten Julia Cesarea.

8*

Vom archäologischen Gesichtspunkt aus hat mich in Algerien vorzugsweise die Provinz Konstantine angezogen. Im Laufe der Jahre habe ich sie zu Esel und zu Pferde durchkreuzt, noch ehe dort an Eisenbahnen gedacht wurde. Ich kann wohl sagen, es war im Schweiße meines Angesichts, da mir zu diesen Excursionen meistens nur die Sommermonate frei blieben – aber es giebt auch Winter hier, und ich erinnere mich, noch im letzten gelesen zu haben, daß zwischen Setif und Bordje bei Arreridje ein Eisenbahnzug im Schnee stecken geblieben war. Der Winter kehrt zwar alle Jahre wieder, doch muß man zum Ruhm dieser südlichen klimatischen Kurorte sagen, daß der Schnee dort eine Seltenheit ist. Man möge sich aber einmal eine Vorstellung davon machen, welche vernichtende Wirkung nur einige Kältegrade auf die ganze Vegetation und menschliche Existenz haben müssen. Der Bevölkerung bleibt nichts übrig, als drei bis vier Burnusse übereinander zu ziehen. In den Behausungen werden hier und da wohl Kohlenbecken aufgestellt, deren Wirkung aber nur sich in betäubendem Kopfschmerz ausdrückt.

Einer der überraschendsten Punkte in der Welt ist Konstantine. Die Ausläufer des Altas bäumen sich hier zu einem tausend Fuß hohen Felsen auf, der gerade groß genug ist, die Veste Konstantine zu tragen. Senkrecht in glatten Felswänden, unten vom

brausenden Flüßchen Rummel umströmt, vermittelt nur eine kühne Brücke die Verbindung mit dem schmalen Felsgrat der Nachbarberge. Wer Herr im Lande sein wollte, mußte dies Schloß besitzen, wer es besaß, bezwang die Ebene. So war es zu allen Zeiten von jeher. Unter dem Schutz dieser Zwingburg entfaltete sich dann die friedliche Entwickelung des Landes. Es blühte Landbau, Gemeinleben, Gesittung und die Künste. In zahlreichen Orten erinnern Ueberreste aus früheren Zeiten, daß man hier dauernd zu leben gedachte. Wasserleitungen, Tempel und Trivialbauten, sowie Denkmäler, für die Ewigkeit gebaut, liegen zerschellt und verwittert, dem menschlichen Hochmuth zur Warnung.

Die unüberwindliche Festung Konstantine wurde bei jeder neuen Völkerüberflutung erobert oder ausgehungert, zuletzt 1837 von den Franzosen unter General Vallé siegreich erstürmt. Es scheint geradezu unbegreiflich, wenn man davor steht, und daß es dennoch geschehen ist, macht der französischen Armee alle Ehre, da es im heftigsten Kugelregen und offenen Sturm geschah. Die Römer sowie Belisar, auch die Vandalen mußten lange wartend davor liegen. Ob die nächsten Sieger wohl Kultur-Kabylen sein werden? Spahis gerade aus dieser Gegend standen bei le Mans 1870 meinem 15. Ulanen-Regiment gegenüber. Sie ließen es nicht dazu kommen, lancirt zu werden, da

die Kälte und der Schnee ihre besten Vorsätze hatte einfrieren lassen.

Während der Römerherrschaft war Lambessa der Hauptort der Verwaltung. Heute noch ist die Ruine der Präfektur imposant. Man hat sie dazu benutzt, darin Baureste und Skulpturen der Umgegend zu bergen, so daß dies Etablissement jetzt ein interessantes Museum bildet. Archäologen aller Länder finden sich hier, und jeder Tag entzündet aus den Inschriften der todten Steine manch neuen Lichtstrahl in das Dunkel vergangener Zeiten. Hier in Lambessa war bei der gefahrvollen Annäherung der Araber das große Koncil aller afrikanischen Bischöfe zum Schutz des Christenthums. In Todesfurcht endete das große Pathos mit sofortigem Uebertritt zum Islam, was augenblicklich jedenfalls das Bequemste war.

Tebessa zeigt sich ebenfalls durch zahlreiche Baureste als Ort von Bedeutung.

Ein Cirkus für sechs- bis achttausend Zuschauer und ein schöner Triumphbogen belohnen den Forscher für so manche Mühe und Unbequemlichkeit der Reise. Außerdem findet man in Djemila und Batna hochinteressante Trümmerstätten, wie auch bei Mahalla. Aus dem Grün von Hainen von Oliven, Tujabäumen, Orangen und Korkeichen blickt der weiße Marmor von Bädern, Denkmälern, Tempeln und Arenen hindurch. Alles athmet Erinnerung an Glanz, Reich-

thum und Wohlleben. Aber nicht wie auf asiatischen Gefilden historischen Andenkens steht man hoffnungslos und rathlos — hier ist neues Leben unter den Trümmern erwacht, der Landbau und die Fruchtpflanzungen gedeihen und blühen. Große Kameel- und Viehheerden halten die Nachweide, Eisenbahnzüge kommen und gehen, die Häfen Philippeville und Bona können nicht genug arbeiten, Export und Import zwischen Marseille und Afrika zu vermitteln. Lange Karawanen schließen in Biskra sich dem Verkehr an. In den Oasen der Sahara wartet man auf den Kursbericht des Petit Marseillais, und mancher weiße Burnus auf der Treppe der Börse in Paris sucht, um dem theuern Zwischenhandel zu entgehen, directe Verbindungen auf. Sobald die Wüstenkarawanen im Paß von al Kantara oben diese imposante, geniale Brücke überschreiten, sind alle Strapazen vergessen und sie fühlen sich, als hätten sie Europa erreicht. Aeußerst malerisch ist auch das sogenannte eiserne Thor bei Medschana. Eine wild zerklüftete enge Schlucht, in der der brausende Wildbach oft nicht Zeit gewinnt, die Thalsohle zu erreichen.

Es geht dem Reisenden hier so wie in der Wagnerschen Musik. Manche lange Stunde muß man sich durch Wüsten quälen, um dann wie zur Belohnung großartige Eindrücke in sich aufnehmen zu dürfen. Die Natur bildet hier das Wesen des

Menschen heraus. Das tägliche Leben ist ein Kampf um die Existenz. Der Mensch ist auf eigene Kraft angewiesen, bezwingt die Hindernisse oder geht unter. Der Sieg verleiht dem Kämpfer gehobenes Selbstgefühl und eine Unabhängigkeit, die mit unserem europäischen Gemeinwesen sich schwer in Einklang setzen will. So war es zu allen Zeiten und hat sich bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz ausrotten lassen. Zu Wasser und zu Lande ist der Hang zu Gewaltthätigkeiten da, deren Schutz in Riffs und unzugänglichen Gebirgsschluchten gefunden wird. Das hat zu allen Zeiten oft die größten Unternehmungen scheitern lassen.

Die Spanier, welche unter Ferdinand dem Katholischen bei Algier festen Fuß gefaßt hatten, wurden von Chaireddin Barbarossa vertrieben. Der pomphafte Kreuzzug, den Karl V. mit 400 Schiffen und 30,000 Mann 1541 unternahm, endete sehr schnell auf das Jammervollste. Im entsetzlichen Unwetter versank der dritte Theil der Flotte. Der Rest kehrte resultatlos heim. Solche Ereignisse schwollen den Muth der Piraten. Nach dem Absterben der Dynastie Chaireddins wählten Janitscharen sich jedesmal einen regierenden Dey, der so lange am Leben blieb, als er ihren Willen that. Der Raubstaat wurde eine Geißel der gesammten Uferländer des Mittelmeeres und zog zuweilen mit 200 Schiffen auf Plünderung

aus. Selbst große Schutzexpeditionen, wie sie Ludwig XIV., dann die Holländer und mehrfach die Spanier unternahmen, blieben gänzlich erfolglos. 1815 traten sogar die Nord-Amerikaner mit einer Flotte vor Algier auf, ohne nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Die Unsicherheit war so groß geworden, daß Handel und Wandel ganz aufzuhören drohte. 1817 wagten sich die Piraten sogar bis in die Nordsee.

Einige Staaten und viele Handelsgesellschaften zahlten sogar regelmäßigen Tribut, um nicht behelligt zu sein Die Civilisation muß es als Segen anerkennen, daß so dreister Unbotmäßigkeit durch die Macht Frankreichs endlich ein Riegel vorgeschoben ist. Die rastlose Thätigkeit Abd el Kaders beginnt nun mehr und mehr der Romantik anheimzufallen, und der letzte Aufstand Bu Amemas bei Gelegenheit der Besetzung von Tunis war nicht mehr von eingreifender Bedeutung. Gerathen bleibt es aber dennoch, daß die französischen Posten „qui vive“ beachten.

In den letzten zehn Jahren wurden amtliche Prämien gezahlt für Tödtung von 200 Löwen. Man ist dabei, hier diese Thiergattung gänzlich auszurotten. Ein intelligenter Hagenbeck hat in Bona sich aber ein Depot gebildet, wie einst Rom zu seinen Thierkampfspielen, so jetzt die zoologischen Gärten mit Exemplaren zu versorgen. Dabei wird den Thieren, die schon im Käfig geboren sind, der Vorzug gegeben.

1000 Panther, 2000 Hyänen und über 20,000 Schakale werden in den Listen aufgeführt. Unweit Ain Marmore hat eine Gesellschaft eine Zucht von Straußen eingerichtet und thut ihr Möglichstes, die Straußenfeder in der Mode zu erhalten.

Zwei Menschenalter war Algerien den Franzosen ein Schmerzenskind und beginnt nunmehr erst segensreiche Früchte zu tragen. Einen Vorzug aber hat es den Galliern gleich gebracht, ihre Eitelkeit mit dem acceptirten Zuaventhum zu befriedigen. Man muß es gesehen haben, wie der Stolz der Seine-Römer sich bläht, wenn bei der grande revue auf dem long champ wie Goldstaub in farbiger Wolke ein Trupp Spahis über die Piste jagt. Wir wollen uns aber darüber freuen, wenn wir dereinst mit unseren Colonien ebenso weit gekommen sein werden.

Marokko.

In der Nordwestecke des dunkeln Erdtheils liegt ein von Gott vergessenes Land, so groß wie Oesterreich-Ungarn, mit einer von Gott vergessenen Bevölkerung von drei Millionen Ignoranten. Sehnsüchtig weidet sich das Auge vom Affenberg über Gibraltar an der Küste Marokkos. — Wenn man aber die scheidende Meerenge durchschifft hat, wird man fast erdrückt durch den Eindruck von Schmutz, Gestank und Willkür. Man thut sich innerlich was darauf zu Gute, endlich marokkanischen Boden betreten zu haben, weil dies vielleicht vielen Andern verschlossen ist. Man bemüht sich, auch Alles so schön wie möglich zu finden, aber Nichts, was man auch zu sehen bekommt, kann die traurige Ueberzeugung mildern, daß hier in der Kulturentwickelung der Menschheit sich ein Defekt aufdeckt, der tief beschämend ist.

Wenn Marokko niemals mit Kulturvölkern in Berührung gewesen wäre, dürfte man die Bewohner

vielleicht wie wilde Naturmenschen, wie wir sie auf einigen Südseeinseln finden, beurtheilen; bedenkt man aber, daß vor tausend Jahren von hier aus Kunst und Wissenschaft nach Europa getragen wurde, so ist es Jammer und Schade, was dumme Ueberhebung und Faulheit aus einem Volk machen kann, das doch einst eine so hohe Blüthe der Bildung gehabt hat.

Die Geographie des Landes hat unbedingt großen Einfluß auf die Lebensweise der Bewohner. Der Gebirgsstock Atlas streicht von der algerischen Grenze am Mittelmeer in südwestlicher Richtung durch das Land bis in die Gegend des Cap Nun am Atlantischen Ocean. In der Mitte erheben sich die Gipfel bis zu 3000 Fuß, zahlreiche Parallelketten und Querthäler bilden zahllose Schlupfwinkel und Verkehrshindernisse. Im südlichen Theil gliedert sich die Aurasgebirgsmasse, sehr unzugänglich, für sich selbst. Drei größere Flüsse und einige kleinere ringen sich mühsam zum Meer, und wie alle Phlegmatiker jähzornig, machen sie sich zweimal im Jahre sehr wichtig durch großes Gebrause und störende Verkehrsunterbrechung. Die Südostseite des Gebirgskammes möchte hier dasselbe thun, ihr gegenüber aber liegt die alles verheerende Wüste Sahara, die schon einmal sich alles Wassers entledigt hat, die stolzen Gebirgsbäche versiegen bald im Sande und werden so vollständig aufgezehrt, daß man ihren ferneren Verbleib gar nicht kennt.

Zu derselben Zeit, als das Meer der Sahara, sich nach Norden ergießend das heutige Mittelmeer bildete, glaubt man, daß eine continentale Verbindung zwischen Marokko und Süd-Amerika bestanden hat; da die ältesten Leute aber alle schon todt sind, hat man etwas Gewisses noch nicht erforschen können. Wie der Flug der Wandervögel über das Meer uns an vielen Stellen noch andeutet, wo einst Landstraße war, so finden wir hier in Marokko von Tanger an der Küste entlang und herüber nach den canarischen Inseln an verschiedenen Punkten Steindenkmale, die unsern nordischen Dolmen ganz gleich sind und unleugbare Zeugen bilden für den Verkehr aus prähistorischen Zeiten. Der nordwestliche Theil Marokkos vom Meeresufer bis zum Gebirge hat durch die Seeluft gemäßigtes Klima und der Boden reiche Fruchtbarkeit. Die Urbevölkerung sind Berber ohne Bedürfnisse und Bildung, nur vom Raubbau lebend. Mauren und Araber kultivirten die Dattelpalme als Hauptnahrungsmittel und den Raub als Sport. Nichts Neues wurde mehr geschaffen, kaum Altes erhalten; Diebstahl, Rachekämpfe, Faulheit und Verkommenheit ist Nationalexistenz geworden. Ein preußischer Regierungsrath müßte der Messias für dieses Land werden, in dem der Sultan keine Autorität und Ansehen hat und sich mit dem, was er Armee nennt, stets unterwegs befindet, gewaltsam die

Steuern beizutreiben, mit denen er seinen Harem bezahlen kann.

Bandenartig nomadisiren die Stämme von einem Weideplatz zum andern mit dem einzigen Ehrgeiz, die meisten Fettschwanzschafe zu besitzen. Kein brauchbares Pferd giebt es im ganzen Lande, selbst die Waffen sind kein ritterlicher Schmuck mehr, sondern elendes Handwerkszeug geworden. Elende Klingen mit Holzgriffen, und Schießwaffen, die für den Abfeuernden selbst am gefährlichsten werden, sind allgemeine Regel. Der alte Siegerstolz ist zu dreister Unverschämtheit herabgesunken, und jeder Wüstensohn sieht wie ein raffinirter Schafdieb aus. Solche Leute zucken die Achseln über Rücksichten gegen europäische Mächte.

Das, was im Algerischen Tel genannt wird, d. h. der fruchtbare Küstenstrich zwischen dem Gebirge und dem Meer, wird in Marokko Rif genannt. Der Name hat nichts mit unserm deutschen Wort Felsenriff zu thun, sondern ist ein Wort aus der Berbersprache. Jeder Bewohner des Rif ist aufs Meer angewiesen, stiehlt also zu Wasser. Jedes Segelschiff ist heute noch bei Windstille in Gefahr, dort geentert zu werden. Die Behörden und der Sultan sind gänzlich machtlos, dieser Piraterei Einhalt zu thun, sogar kaum Entschädigung dafür zu bieten, und wenn eine geschädigte Macht durch Bestrafung der nächsten Orte

oder Zelte sich Genugthuung schafft, so ist der Erfolg meistens mehr wie zweifelhaft. Unser Groß-Admiral Prinz Adalbert von Preußen wurde selbst verwundet, als er bei Tres Forcas strafend gegen die Rifpiraten einschritt. Spanien ist niemals aus den Mißhelligkeiten mit Marokko herausgekommen. Um Melilla und Ceuta knallt es alle Augenblick. Als die schwache, verblendete Regierung sich weigerte, das Recht herzustellen, war sogar eine Schlacht bei Tetuan nöthig, einen sogenannten Frieden wieder herzustellen. Die einzige Macht, der Marokko einige Hochachtung bezeigt, ist Portugal. Der einzige Grund wird wohl der sein, daß man keinen Globus besitzt.

In Indien werden in den Schulen stets Karten von England in doppelt so großem Maßstab gehalten, als von Indien selbst, so daß das Auge der Schüler sich früh daran gewöhnt, die grüne Insel für einen unermeßlichen Flächenraum anzusehen. Auch in Marokko habe ich mehrere Spezialkarten von Portugal gefunden, die den ganzen Tisch bedeckten, selten aber solche, wo dies sonderbare Ländchen im Zusammenhang mit Spanien dargestellt war. Die historischen Beziehungen Portugals zum dunkeln Erdtheil waren hier nicht einmal sehr ruhmreich. 1574 floh der verjagte Sultan Mohamed el Abd an den Hof des jugendlichen Kaisers Dom Sebastian nach Lissabon, der sogleich einen Eroberungskriegsplan gegen den

Usurpator, den Mameluken Abd el Melik, in die Wege leitete. Der Erfolg dreijähriger Anstrengungen war dann auch der, daß auf 50 Schiffen eine Armee von 20,000 Mann in Tanger landete. Sie bestand aus 15,000 Portugiesen mit 12 Kanonen, 1000 Spaniern, 600 Italienern und 3000 Deutschen unter dem Feld-Oberst von Dalberg. Eigensinn und Unerfahrenheit ließen den König die Verbindung mit der Flotte aufgeben. Nach aufreibendem Marsch in das menschenleere Innere wurde er plötzlich während des Ueberganges über den Fluß el Mahacen bei Alkassar-Kebir am 2. August 1578 von 40,000 Reitern überfallen und vollständig vernichtet. Der König selbst mit sämmtlichen Führern und der Hälfte der Christen blieben todt auf der Wahlstatt, der Rest der stolzen Armee wurde in Gefangenschaft im Lande zerstreut. Aber auch 15,000 Marokkaner zahlten den Sieg mit ihrem Leben. Am Flusse wurden auf engem Raum gegen 24,000 Heiden und Christen in einem Grabe vereinigt. Drei Riesenbäume erinnern schon von weitem den Pilger an dies historische Ereigniß, das für Jahrhunderte Europa von Afrika mehr getrennt hat, als die Meerenge von Gibraltar.

In der Zeit vor den Arabern bestand das Land nordwestlich vom Gebirgsstock bis zum Meer aus drei souveränen Reichen. Das nördliche war das Sultanat Tanger, oder wie man dort spricht, Tandscha, deren

unabhängige kriegerische Bevölkerung in steter Reibung mit Spanien speciell und der Mittelmeer-Handelsflotte im Allgemeinen befunden haben. Schiffe plündern und Christen oder Sklaven verkaufen, bei jeder Gefahr aber sich in die Wüsten und Gebirgsschluchten flüchten, ist hier seit Jahrhunderten im Schwange. Infolgedessen sind hier unzählige Kämpfe geführt und von den Spaniern mehrere feste Plätze besetzt worden, wie Ceuta, Melilla, Hodscherat, Gomera, Albucemas und andere. Spanien zieht von hier große Mengen Wolle, Eisen und Honig.

Tetuan ist eine für die dortige Küste sehr bedeutsame Handelsstadt von 30,000 Einwohnern, mit 40 Moscheen, reich ausgestatteten Bazaren und herrlicher, üppiger Gartenumgebung; die Bevölkerung ist fanatisch, unduldsam und duldet keinen Giaur unter sich. Bis noch vor wenig Jahren vermittelte ein kleines Dampfbootchen „Herkules" von Gibraltar aus die Verbindung mit Tanger in etwa vier Stunden. Das Wasser des Atlantischen Oceans fließt mit 13 Knoten Geschwindigkeit ins Mittelmeer, was Bewegung genug in die Wogen bringt, auch Luftströmungen kämpfen hier hin und her. Kurz, wer nicht seefest ist, muß sich wohl oder übel mit Neptun abfinden, wie es eben geht. Vor Tanger angekommen, beruhigt sich der kleine Schaukelfritze durch Verankerung schon zwei Seemeilen vor der Küste. Zahllose kleine Kähne mit schwarzen

Biedermännern überfallen das Schiff, schreien, spucken, stoßen, reißen an Allem, was sie fassen können, und ehe man es sich versieht, fliegen Koffer, Kisten, Gewehre und man selbst in irgend ein Boot, und mit Gezänk und Beschimpfung fliegt man dem Hafen zu. Zehnmal stößt man auf Felsblöcke, die bald über, bald unter Wasser, bald so zahlreich werden, daß das Boot keine Fahrstraße mehr findet. Dann springen die Kerle vom Boot bis unter die Arme ins Wasser, man setzt sich zu reiten auf das Genick, bei welcher Gelegenheit stärkere Unholde den zahlenden Passagier für sich nehmen wollen. So wird der Träger gestoßen, der Getragene gerissen, Alles, was nicht angenagelt ist, fällt dabei ins Wasser, — zuweilen der geehrte Fremdling auch — jedenfalls aber mehrere Koffer, von denen einige immer die Eigenthümlichkeit haben, aufzugehen, damit die schwarzen Brüder retten können, was nur möglich ist. So geht es noch etwa 300 Schritt im brandenden Wasser, so daß, wenn man in Afrika abgesetzt wird, man sehr zufrieden, aber vollständig naß ist. Ich höre, daß in den letzten Jahren eine Art Steg gebaut sein soll, um die Schlußprozedur der Landung etwas zu mildern. — Man glaubt nun zwar, man sei in Marokko; es steigen aber berechtigte Zweifel auf, wenn man sich am Ufer von einer Legion Juden überfallen sieht, die ihre Dienste so zudringlich und stürmisch anbieten,

daß Einem Hören und Sehen vergeht. Das einzige Hotel de France wird angepriesen, Andere sagen, man würde dort bestohlen, man solle lieber zu einem ehrlichen Juden gehen. Er hätte zwei Töchter, das wären die schönsten Mädchen in Tanger. Dabei zwinkert der Hallunke mit den Augen und hält Photographien entgegen. Dann sieht man, wie ein fremder Mensch mit dem gesuchten Koffer abgeht. Also nach, um zu retten, was zu retten ist.

Endlich taucht der Kavaß des Generalconsulats auf, haut rechts und links auf Schuldige und Unschuldige, und so geht es unter Judengeschnatter in allen Sprachen hinauf in die Stadt. Aus den Stiefeln könnte man noch das Wasser gießen, die Straßen zolldick weißer Kalk und Sandstaub, dazwischen eckige Steine und räudige Hunde, nackte Kinder, ein Minister zu Esel, Hochzeits- oder Beschneidungszeugen. Armstrong-Geschützröhren, zu denen die Kraft fehlt, sie weiter zu transportiren, Gefangene in Ketten, lumpige Kerle, mit einem krummen Dolch als Mitglieder der Armee gekennzeichnet. Handpauken, Beckenklang, zerfallene Häuser, Elend und Schmutz. Neben den Moscheen stehen viereckige kantelartige Minarets. Mittelalterlich verfallene Mauern sind elendes Flickwerk geworden, und die Sorte Geschützröhren, die hier und dort gelangweilt herübergähnen, bilden weit mehr ein Kanonen-

museum, als ein Vertheidigungsmittel. Wahrhaft hexenartige, alte scheußliche Weiber betteln, mit Lumpen behängt, gänzlich unverschleiert. Abschreckend häßliche Kerle, ebenfalls in Lumpen, die Kapuze über dem Kopf, sperren in gleichgültiger Unterhaltung den Weg, denken gar nicht daran, Platz zu machen, und haben in Sprache und Wesen etwas unheimlich Rohes und Widerwärtiges. Die unselige Krankheit, die Pizarro's Spanier aus Peru nach Spanien brachten, hat in Marokko verheerende Verbreitung gefunden; durch Knochenfraß zerstörte Nasenbeine sind fast allgemein verbreitet. Welch Jammer und Elend muß da in den Familien zu Tage kommen, und wie wenig Aussicht ist dabei für Abhülfe.

Rohlfs, Schweinfurt und Nachtigal sind im Orient vielfach als Aerzte thätig gewesen. Sie ließen aber stets nur vom Patienten selbst Verse aus dem Koran abschreiben und über dieses Papier Wasser gießen, welches dann löffelweise unter Gebeten eingenommen wurde. Half es, so war es der Koranvers, der die Macht dazu gegeben hatte; half es nicht, so hatte der Prophet es nicht gewollt. In letzterm Fall wäre eine vom Arzt verschriebene Medizin Giftmischerei eines fremden Giaurs gewesen und hätte den Arzt in Lebensgefahr gebracht.

Der Marokkaner ist kaum ohne seine lange Flinte denkbar. In einem kleinen Pulverhorn trägt er sehr

starken Schnupftabak mit sich. Es gehört zur Würde des Mannes, ab und zu sich davon zwischen Daumen und Zeigefinger auf die Hand zu schütteln und von da aus den Nasentrümmer zu delectiren.

In der großen Kasbah wohnt der Gouverneur. Kein provinziales Winkeltheater würde eine Haremsscene so elend ausstaffiren, wie der Wohnsitz dieses großen Würdenträgers.

Alle Vertreter fremder Mächte sind angewiesen, in Tanger zu wohnen, damit der Groß-Sultan in Fez oder Marokko nicht zu oft durch ihre Klagen incommodirt wird. Jeder bewohnt ein hübsches Haus und giebt trotz mäßiger Besoldung Diners und Gartenfeste. Meistens aber zanken sie sich wie die Krautfüchse und beneiden den englischen Ministerresidenten, weil der am besten gestellt ist. In letzter Zeit, d. h. als Drummond Hay dort accreditirt war, war für ihn ein Einfahrwagen für ungezogene Pferde aus England angekommen Er bestand aus zwei Achsen, durch Langbaum verbunden, mit vier hohen Rädern. Auf der Vorderachse befand sich auf Eisenstangen der luftige Kutscherbock so hoch, daß ausschlagende Pferde ihn nicht erreichen konnten.

Dies Vehikel wurde roth lackirt und dem Sultan zum Geschenk geboten. Der Großherr war bezaubert und hat seit der Zeit kein anderes Gefährt mehr benutzt. Auf allen Ausflügen, zu Lust und Krieg,

thront er hoch oben allein auf dem Kutscherbock, sechs Schimmel, vom Stallmeister geführt, ziehen ihn feierlich im Schritt, Sklaven mit Sonnenschirm und Fliegenwedeln und das ganze Ministerium zu Fuß tief unter ihm bewundern seine Hoheit. Der Sultan vermuthet, daß die Königin von England ebenso spazieren fährt, und war sogleich den Wünschen der englischen Politik sehr zugeneigt.

Zwischen dem deutschen Ministerpalais und dem Hotel de France liegt der Suk, d. h. der äußere Marktplatz. Hier kommen und gehen Karawanen, hunderte von Kameelen liegen wiederkäuend hier umher, Kisten, Ballen, Säcke stehen umher. Ganze Berge von Getreide, Holz, Datteln, Johannisbrod, Orangen, Feigen, Mandeln, Granaten, Kork und Hölzern thürmen sich dort auf. Mit dem ersten Tageslicht beginnt das Leben und steigert sich bis zum Sonnenuntergang. Halb Bivouak, halb Jahrmarkt, geht Geschäft und Vergnügen Hand in Hand. Garküchen mit den übelst aussehenden Genüssen ziehen die Nahrungsbedürftigen an. Hier wird gestritten und geschimpft, dort gebetet, dann unter den heiligsten Schwüren ein Freund im Pferdehandel betrogen, Matten, Lederarbeiten, Burnusse, Holzschalen, Löffel, minderwerthiger Silberschmuck, Stickereien angeboten, und gegen Abend sitzen hunderte der andächtigsten Zuhörer um einen Erzähler, der die Sage vom Anthar

mit demselben Wortlaut, demselben Tonfall, denselben Pausen, in denen Geld gesammelt wird, erzählt, wie die öffentlichen Erzähler die Sage vom Anthar in Damaskus, in Bagdad, Agra, Kasan und Cairo erzählen. Die Zuhörer nicken mit den Köpfen, werden bis zu Thränen gerührt oder grunzen vor Zorn und greifen zum Messer in Spannung und lebhaftem Mitgefühl für das Schicksal Anthar's. Niemals aber kommt die Sache zum Abschluß, weil der Haupteffect immer auf den anderen Tag versprochen wird.

Zuweilen schildert der Erzähler den Ruhm und Glanz, den die Maurenherrschaft einst in Spanien umweht hat und verheißt baldige Rückkehr, und aufs Neue Besitzergreifung aller Herrlichkeiten, welche die Vorfahren in Granada, Cordova, Toledo zurückgelassen haben. Dann geht solche Begeisterung durch die dunklen Gesichter, daß Spanien doch auf der Hut sein sollte.

Die Juden wurden so gründlich aus Spanien ausgetrieben, daß ich vor 20 Jahren, von Mogador nach Cadix kommend, es sah, wie die Anwesenheit eines Juden auf dem Schiff dort solches Erstaunen hervorrief, daß sich eine Menschenmasse rasch versammelte, die mit Fingern auf den unglücklichen Moses wiesen, und unaufhörlich: ein Jude, ein Jude! schrieen. Die Marokkaner nahmen damals zwar die Juden in ihrem Lande auf, ohne ihnen jedoch Bürger-

rechte zu gewähren; der Jude wohnt im abgeschlossenen Stadttheil, muß sich die Schuhe ausziehn, wenn er bei einer Moschee vorübergeht, darf im Ort nicht reiten, sondern muß sein Pferd oder Esel führen, darf nicht den rothen Fez tragen, kein Amt bekleiden, bei Gericht gilt seine Aussage nicht, und noch eine Menge anderer Demüthigungen sind ihm auferlegt. Trotzdem aber hat die Beharrlichkeit und Anspruchlosigkeit den Juden im Orient zu einem wichtigen Factor des Verkehrslebens gemacht. Der Jude macht Alles. Er macht directe und Commissionsgeschäfte, ist Vermittler, Detectiv, Kuppler, Geldbesorger, Bote und Blitzableiter aller Fatalitäten — wenn etwas dabei zu verdienen ist. Er ist dabei nicht wählerisch und engherzig, giebt nicht viel auf Achtung und Ehre, er strebt nur nach Geld, nach Geld und wiederum nach Geld.

Fast der vierte Theil der Einwohner von Tanger sind Juden, und da sie bei ihren Manipulationen meistens zu Gelde, zu Neid und Erpressungen kommen, stellen sie sich, wo es nur geht, in den Schutz einer europäischen Macht, um den marokkanischen Gerichten bequem zu entgehen. Oft genug bringt das die Consulate in arge Verlegenheit. Die Juden, des amtlichen Schutzes sicher, erlauben sich dreiste Unbotmäßigkeiten, und wenn einer dabei erschlagen wird, beeilt sich das Sultanat nicht immer gleich, den

Reclamationen Folge zu geben; dann muß gleich eine Flotte geschickt werden, die auf die Marokkaner nicht den geringsten Eindruck macht und nach einiger Zeit wieder nach Hause fährt, weil ihr actives Einschreiten in die Einflußsphäre von zwei anderen Großmächten fallen könnte. Wer erinnert sich nicht mit Befriedigung, als in den sechsziger Jahren ein Engländer in Djedda ermordet wurde, wie augenblicklich das Nest 36 Stunden lang bombardirt wurde. Solche Antwort wurde im Orient so schnell begriffen, daß für ein Menschenalter unter dem fanatischen Gesindel absolute Sicherheit für Europäer, vorzugsweise für Engländer, zu finden war. Jede Verhandlung mit diesen Vätern der Lüge ist ein Zeichen der Schwäche, schädigt das Ansehen der Nation und bringt jedem einzelnen Reisenden Lebensgefahr. Nous verrons.

Die Jüdin in Marokko überrascht durch gottbegnadete Schönheit. In Pracht und Glanz der Augen, rosigem Teint, kleinen weißen Händen und Füßen, kann man kaum etwas Vollkommeneres sehen. Der kleidsame Anzug, die elegante Haltung und raffinirte Koketterie machen sie nur zu häufig zur Siegerin im Kampf mit der Tugend. Leichtsinn, Gewissenlosigkeit, Eitelkeit und Habsucht ist ihnen so zur Natur geworden, daß es Niemand im Orient giebt, der ihr nicht mit Verachtung begegnen würde, wenn sie nicht so bestrickend schön wäre. In der That ist sie auch

nur da, die Männer zu berücken, zu beirren, zu verführen, zu verderben, selbst zerstört die Männer zu zerstören. Diese Weiber sind vergifteter Honig. Wanderer, preise die Vorsehung, wenn am Brunnen Du Dich labend Rebekka nicht begegnest. Kein wildes reißendes Thier kann manchem Pilger so gefährlich werden, wie eine schöne Frau. Drum ist es besser, Auge zu und fröhlich weiter.

Das maurische Haus sieht von außen wenig einladend aus. Die Straße davor ist Koth und Gestank. Der untere Stock zeigt kahle verwitterte Wände ohne Fenster, das meist übergebaute obere Stockwerk in allen Winkeln vorspringende Fenster, welche in kunstvoller Holzschnitzerei dicht vergittert sind. Das Patio, der innere Hof, in zwei Etagen mit Säulenhallen umgeben, ist der gemeinsame Vereinigungspunkt des Familienlebens. Teppiche umgeben ein Bassin, in dem eine Fontäne plätschert. Kinder spielen mit Fischchen, Schildkröten oder einer kleinen Gazelle. Frauen hört man unaufhörlich keifen. Stumpf brütend, mit halb erloschenen Augen, sucht der Hausvater die Wasserpfeife im Gange zu erhalten. Alles Hausgeräth ist wie aus dem 50 Pfennig-Bazar, zerbrochen, geflickt, unbrauchbar. Ebenso die Waffen an der Wand. Der Sinn ist nur mit fremdem Eigenthum beschäftigt, der Leib nur zu faul, es zu erringen. Ein paar Verse aus dem Koran geben ihm

den Anschein der Weisheit. Er selbst hält sich für den Mittelpunkt des Weltalls.

Bis vor 100 Jahren war das Städtchen Larache den Vertretern europäischer Mächte angewiesen. Nachdem aber dieser Ort, wie fast schon jeder andere Küstenort, von irgend einer Flotte bombardirt und zerstört wurde, siedelten sie nach Tanger über. Manche Legationen besitzen recht hübsche Häuser. Das originellste hatte jedenfalls die belgische. Es war vollkommen in maurischem Styl gebaut, reich geschmückt und ganz maurisch eingerichtet. Mir wurde daselbst ein kleines Fest gegeben mit maurischem Mahl, maurischem Tanz und maurischer Musik. Allen Gästen war dazu der weiße Burnus übergehängt, und wer es nur vermochte, sprach arabisch. In Raki, einem Kirschlikör, den die Mohamedaner nicht als verbotenen Wein ansehen, wurde natürlich das Wohl ausgebracht des größten afrikanischen Souveräns, des Kaisers vom Congo, Leopolds, des Königs der Belgier. Weil ich Prussien war, hatte der französische Consul durch Zahnschmerzen Abhaltung bekommen, dem Feste beizuwohnen. Der englische Vertreter trat vor den andern Consuln in einer Art und Weise auf, wie etwa ein Büreauchef gegenüber einigen neu engagirten Hülfsschreibern, welche wiederum ihre Unabhängigkeit dadurch auszudrücken für nöthig fanden, daß sehr viel Raki, viel türkischer Tabak

verbraucht und in wenig orientalischer Pose mit den Almeen geschäkert wurde.

Alle denkbaren Unterhaltungen wurden für mich ausgedacht, Lustpartien nach dem Leuchtthurm auf Cap Spartel und Jagdausflüge verschiedener Art. Ein zweifelhafter Scheik wurde veranlaßt, mich mit der Falkenjagd bekannt zu machen, auch lernte ich hier das erste Mal mit dem Jagdpanther jagen. Eine andere Art der Jagd, welche hier große Verbreitung findet, ist das Schweinstechen. Die Wildschweine sind kleiner als bei uns, aber sehr behende und schnell. Sie sind ziemlich zahlreich im Tel und Sahel vertreten und für Mohamedaner und Juden störend und gänzlich überflüssig. Die Jagdgesellschaft reitet die kleinen gewandten Berberpferdchen, ist mit Lanzen, zuweilen auch Karabinern, bewaffnet. Der weiße Burnus und der große Strohhut schützen vor der Sonne. Ein Picknick an irgend einem verabredeten Punkt sorgt für alle anderen Wünsche. Die Kavalkade löst sich in einer breiten Kette auf und streift über die Ebene, welche sich meistens wie Dünenland darstellt. Sandwellen, strauch- und krautbewachsene Gruppen zwischen Busch und Steppe geben dem Wild überall beliebten Versteck. Man muß Acht geben, nicht plötzlich auf das Wild zu reiten, ihm Zeit lassen, das Lager zu verlassen. Es wendet sich bald gegen den Wind, dann gewinnt man ihm die linke Seite ab und giebt in

der Karriere mit unter dem rechten Arm fester Lanze dem Thier den Todesstoß, dicht hinter dem Ellenbogen des linken Vorderlaufes, so daß der Eber augenblicklich verendend liegen bleibt. Man darf sein Pferd nicht exponiren, daß etwa der Eber Zeit gewinnt, Verletzungen an den Beinen beizubringen. Man muß das Thier im ersten run tödten. Man darf nicht das Pferd hin und her werfen, selbst nicht lose oder bewegt im Sattel sitzen, oder gar die Lanze mit erhobenem Arm führen. Kurz, Alles hat dabei seine Sport- und Zweckmäßigkeitsgesetze, die nicht verletzt werden dürfen. Mir kam es sehr zu statten, daß ich als Ulanencommandeur die Lanze gut zu führen verstand, ich fand in diesem Sport hier, wie auch zehn Jahre später in Indien, viel Vergnügen und manche Befriedigung. Fast alle Europäer in Tanger unterhalten sich mit dieser Art von Jagd. Im Jahre 1880 sah ich sogar unsern bejahrten Ministerresidenten Excellenz Weber dazu zu Pferde steigen. Unbeschreibliche Freude machte es mir, in seinem gastlichen Hause den heimatlichen ostpreußischen Dialekt so ungetrübt zu hören, als hätte er und seine Hausgenossen Albing nie verlassen. Selbst ein kleiner Neger sagte schon: I wo! und Bes-krete.

Die Jagd mit dem Jagdpanther ist deshalb schon seltener, weil sie meistens nur von nomadisirenden Stämmen betrieben wird.

Der Führer des Panthers nimmt dieses Thier vor sich auf das Pferd. Wenn man einen Sprung d. h. Rudel Gazellen oder Antilopen trifft, macht man den Panther darauf aufmerksam. Sobald der Punkt geeignet erscheint, setzt man ihn zur Erde, worauf das Thier fast mit dem Bauch auf der Erde sich an das Wild heranschleicht, und zuletzt mit unglaublich schnellen Sprüngen mitten im erschreckten Rudel sitzt. Die Reiter begeben sich während der Zeit vor den Wind, denn dorthin schrecken die rathlosen Thiere hin. Angst lähmt ihre Glieder und sie werden des Jägers sichere Beute. Meist hat der Panther ein Stück selbst überfallen und belohnt sich, indem er es anschneidet. Von seinem Führer wird er dann leicht gefesselt.

Auch diese Jagdart wird in Indien ausgeführt, wie ich persönlich Gelegenheit hatte, dies beim Maharadja von Jepur zu sehen. Die Jagdgeparden, die ich in Indien sah, schienen mir aber größer als diejenigen hier in Nordafrika zu sein.

Eine dritte Art eigenthümlicher Jagd, welche hier betrieben wird, ist die Falkenjagd. Sie ist hier ausschließlich das Vorrecht von Scheiks bevorzugter Stämme, und dürfte sich ein Parvenu nicht beikommen lassen, Falken zu halten, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Ich habe in Marokko niemals mit Falken gejagt, aber einen vollständigen Falkenpark auf der Flucht sehen dürfen.

Es war im Jahre 1880, als ich von Tanger aus die Absicht hatte, über Fez, Marokko nach Mogador zu gehen. Jedermann hatte mich vor den Gefahren gewarnt. Mein Konsulat weigerte sich, etwas darin für meine Wünsche zu thun, weil es solches für unmöglich erklärte, so daß ich kurz entschlossen mich ausrüstete so gut es ging, und unter allen denkbaren und undenkbaren Behinderungen meinen Marsch antrat. Acht Pferde und sechs Mann lauschten meines Winkes und schwuren mir Treue bis in den Tod. Zwei Juden sprachen alle Sprachen, ein Mann nannte Rohlfs und Nachtigal seine Busenfreunde. Ein Koch hatte womöglich schon den Gaumen des Propheten gekitzelt. Die Vorzüge der anderen sollten sich auch bald dokumentiren. So zog ich getrost der Sonne entgegen bis zur Erschöpfung. Der Zeitpunkt war nicht günstig gewählt, denn mehrere Stämme befanden sich in Fehde. Nur in Einem waren sie einig — absolut keine Steuern zu zahlen. Je näher ich dem Sebu kam, desto bedenklicher wurde die Sache. Flüchtlinge und auch Verwundete überfielen meinen kleinen Lagerplatz, nahmen dreist was sie brauchten, ängstigten meine Begleitung mit Schilderung von Völkerschlachten, vergifteten Quellen und abgeschnittenen Köpfen, ließen mir abgetriebene verhungerte Maulthiere, nahmen meine Pferde. Einen ganzen Tag hörte man fortwährend schießen, sah Staubwolken am Horizont,

und Angst und Beben war in meine Armee gefahren. Mir wurden alle ersinnbaren Schwierigkeiten entgegengestellt, bis ich mir mit Energie alle Einwendungen verbat und den Befehl zum Aufbruch gab, den Sebu zu überschreiten. In diesem Augenblick war denn auch jeder Zweifel bei den beiden Makkabäern und dem Koch geschwunden. Mit heroischer Einmüthigkeit nahmen sie die besten Thiere und rissen so schnell nach Tanger aus, daß an ein Einholen gar nicht mehr zu denken war. Der Ton, den zwei meiner Pferdeknechte gegen mich anstimmten, war auch nicht geeignet, die Zukunft auf sie zu gründen, und so mußte ich, ob ich wollte oder nicht wollte, den Fußtapfen meines Kochs folgen.

Am ersten Tage meiner Flucht war es, wo der Falkenpark eines Scheiks, der sich unweit im Kampf um Leben und Tod befand, sich aus dem Staube gemacht hatte. Ich zog sechs Stunden mit ihm zusammen. Acht Falken waren in Netzen gesichert, Ringe waren nicht vorhanden. In der Abrichtung, bei der man ihnen Wasser und Schlaf entzieht, werden sie auf Gerten geschaukelt, die man schräg in den Boden steckt. Die Hauben waren dieselben, wie wir sie auch in Gebrauch hatten. Auch der Handschuh und die Fessel war dieselbe. Der Jagdpark bestand aus einem Falkenier und vier Knaben. Außerdem waren noch fünf zottelhaarige Wind-

hunde dabei, mit ebenso rohem Gesichtsausdruck wie die Menschen.

Als ich dann endlich eines Abends wieder in Tanger einzog, zerfetzt, verbrannt, verhungert, die Täuschung im Herzen, kam ich mir wie ein Feldherr vor, der die Schlacht verloren hatte und schämte mich. Alle Consuln fühlten die höchste Befriedigung, daß die Sache so abgelaufen war, und jedes dritte Wort war immer: Ich habe es ja gleich gesagt. Basta, basta!

Da, wo im Westen das Flüßchen Negri ins Meer mündet, hat die Natur ein kleines Paradies geschaffen. Schon die Phönizier fanden hier in üppiger Landschaft den blühenden Ort Sla vor. Aus ihm entwickelte sich die wohlhabende Hafenstadt Rabat, und manches herrliche Bauwerk aus früheren Jahrhunderten zeigt, welche Lebenskraft das reiche Hinterland dem Ort von jeher verliehen hat. Früher blühte es als unabhängige Republik, die schifffahrtkundigen Einwohner entwickelten sich hier sehr bald jedoch zu den gefürchtetsten Piraten, welche Schrecken bis in die Nordsee verbreiteten. Wenn man geneigt wäre, den öffentlichen Erzählern von Märchen und Legenden willig zu folgen, konnte man sogar hören, daß bereits vor Columbus Schiffe aus Rabat die neue Welt im fernen Westen gefunden hätten. Aus dem 16. Jahrhundert steht hier als Minaret neben der Hauptmoschee ein Kantelthurm, der genau wie die Giralda in Sevilla aussieht. 30,000 Einwohner leben

hier in Wohlhabenheit, Ueberfluß der Naturproducte und reger Industrie. Trotz des öfteren Verkehrs mit der Außenwelt blüht hier hartnäckiger Fanatismus und Christenhaß. Mit den Schicksalsmächten aber ist kein ewiger Bund zu flechten, denn schon seit Jahren versandet das Flüßchen Negri sich selbst, den Hafen und die Rhede derart, daß die Schifffahrt mehr und mehr zurückgeht. Natürlich sind die Christen auch daran schuld.

Das zweite der Sultanate ist Fez. Die Landesbewohner sprechen es so aus, wie ein Ostpreuße es thun würde, so daß es Fas klingen würde. Nachdem der Siegeslauf der Araber im Magreb, d. h. im Westen am Atlantischen Ocean, Ruhe gefunden hatte, gründete 808 ein direkter Nachkomme des Propheten Muley Edris die Stadt. Es ist der Theil, der heute mit dem Namen Alt-Fez bezeichnet wird. Hier befindet sich als ein Stadtviertel für sich das alte Serail als Residenz des Herrschers. Dieser Komplexus von Palast und zahllosen dazu gehörigen Häusern ist innerlich dem Fremdling verschlossen und äußerlich mit einem Kothgebirge von Judenhütten, Sumpf und Gestank umgeben, daß man wohlthut, seine Nähe zu meiden. Die schnelle Entwicklung des gut gewählten Ortes, welcher ein Entrepot bildete zwischen der Küste und den reichen Oasen der Wüste, erfuhr 1276 durch Abu Yussuf ben Hak eine Erweiterung durch die Anlage

von Neu-Fez. Vom Ganges bis zum Atlantischen Ocean hatten die siegreichen Krieger den neuen Glauben getragen, hier im Westen bildete sich nun in Fez ein Centrum geistigen Lebens, welches jahrhundertelang die gebildete Welt beherrschte. In 100 Moscheen und 100 Medressen wurden Lehrer ausgebildet, die in die Welt hinauszogen, „die Wahrheit" zu lehren, den Glauben an die Wahrheit zu verbreiten. Nicht allein war es die Glaubenslehre, die weise Männer beschäftigte, sondern die Wissenschaft in ihren verschiedenen Disciplinen wurde hier auf das Erfolgreichste gepflegt. Amru hatte kaum vor 400 Jahren die berühmte Bibliothek von Alexandrien zerstört, als nunmehr hier sich ein Bücherschatz sammelte, wie ihn die Welt bisher nicht gekannt. Alle wissenschaftlichen Fragen der Zeit fanden hier ihre Prüfung. Hier war die Quelle der Weisheit und des Wissens, aus der alle höheren Lehranstalten der Welt gespeist wurden. Fez vereinigte damals eine halbe Million Einwohner. Heute hat die Stadt immer noch 100,000 Einwohner und ist die größte im Reich, aber alles ist Ruine und von geistigem Leben jede Spur verloren gegangen. Ein imposantes Thor zum Bazar und die großartige Kairun-Moschee ist das Einzige, was von altem Glanz noch erkennbar ist, sonst ist die ganze Stadt und auch die Umgebung mit Trümmern, Schutthaufen und Ruinen durchsetzt.

In der großen Moschee haben 20,000 Gläubige Platz. Es sind 250 Säulen im Innern verwendet, und soll schöne Reste arabischer Architektur enthalten. Man muß das auf guten Glauben hinnehmen, denn der Fanatismus leidet keinen Ungläubigen in der heiligen Stadt. Selbst Gesandtschaften sind auf Vorstadt, Karavanserien oder großherrliche Pavillons verwiesen.

Niemals hat ein siegreicher Feind sich der Stadt genähert, niemals vernichtendes Feuer oder Epidemien am Bestand der bewunderten Stadt gerüttelt. Was kann der Grund dieses Verfalles sein? Die gelehrte Wahrheit mag wohl nicht die rechte Wahrheit gewesen sein. Die Naturkräfte sind stärker als alles menschliche Wissen. Die Dummheit ist künstlich gezüchtet worden durch Jahrhunderte lange Vermischung mit Negerblut. Die Vernegerung der ganzen Bevölkerung von Marokko ist vollkommen.

Die Tafiletneger zwischen Atlas und der Sahara, am Fuße des unzugänglichen Auras-Gebirgsstockes, stark, unabhängig, gewaltthätig und unbotmäßig, saßen stets wie ein Dorn im Fleisch des Landes Marokko. Alle renitenten Stämme, welche Tribut versagen oder sich gegen die Autorität des Sultans vergehen, werden mit Krieg überzogen, geplündert, gestraft, Geißeln genommen und massenhaft hingerichtet. Die Neger von Tafilet würden sich das nicht gefallen

lassen, und seit zwei Jahrhundert hat man mit ihnen paktirt und geliebäugelt. Die Sultane haben ihnen nach und nach alle großen Beamten- und Machtstellungen verliehen, haben Frauen aus ihrer Mitte genommen, was alle guten Staatsbürger natürlich sofort nachgemacht haben, und auf diese Weise sieht der Marokkaner schon zur Hälfte wie ein Neger aus. Die Gesichtszüge sind breit, die Nase platt, meist eingefallen, der Mund wulstig, das Haar wie gekräuselter Filz über niedriger eingekerbter Stirn, die Hautfarbe wie ein Bierkarpfen. Die Waden sind gänzlich geschwunden, und der Knochen ist in die Mitte eines großen Fußes so eingelassen, daß hinten am Hacken fast so viel Fuß wie vorn bis zu den Zehen ist. Das ist durch künstliche Züchtung aus dem siegreichen Araber in Marokko geworden.

Solch ein Kerl hat nicht einmal mehr eine Erinnerung an die frühere Glanzzeit der alten Bewohner von Marokko, keine Ahnung von Kunst und Wissenschaft und nur den Instinkt, von einem Tag auf den andern von fremdem Eigenthum zu leben. Es liegt etwas Animales in ihrer Erscheinung, ihrem Handeln und Gehaben, etwas Abstoßendes in ihrem ganzen Wesen.

Die Lage der Stadt Fez ist bezaubernd. In einem sich erweiternden, tief eingeschnittenen romantischen Thal bricht der wasserreiche Uadfasfluß aus dem

Atlas hervor. Tamarinden und Olivenwaldungen mit uralten Stämmen wie bei uns die ältesten Eichen, Orangen und Granaten begleiten seine schäumenden Wasser. So viel Fülle und Ueberfluß braucht mehr Platz, die breite Schlucht erweitert sich zum Thal, und wie entfesseltes Haar vom Haupte einer schönen Jungfrau durchströmt es der segensreiche Uad in 1000 Strähnen mit seinem herrlichen kalten Gebirgswasser. Ueberall, wo man sich auch befindet, wandelt man im Schatten der Dattelpalmen und Mimosen. In diesem Blumengarten sproßt und blüht es in ewigem Frühling, da strömt es und sprudelt und sickert, und würziger Wohlgeruch, zauberisches Wohlbehagen läßt den Beschauer ausrufen: Hier ist es schön, hier laßt uns Hütten bauen!

Im Süden schließt der Kamm des Atlas das unvergleichliche Panorama ab. Im Osten ist es begrenzt durch ein sonderbares vulkanisches Gebilde von einem 1000 Fuß hohen Kalksteinkegel, der die Form eines Hauses mit spitzem Dach hat. Bis in die frühesten Zeiten hat diese üppige Landschaft ihren fesselnden Zauber auf alle Völker ausgeübt. Ueber die ganze Umgegend zerstreute Baureste, Säulen, Brücken zeugen von der Macht der Römer und aus dem Mittelalter her von Glanz und Weisheit der Araber. In der Gegenwart beeinträchtigt jede Hoffnung der Anblick des Verfalls und der unduldsame

Fanatismus. Von keinem Punkt, selbst nicht vom spitzen Dach des Djebel Sala gestattet die üppige Vegetation einen Einblick in die große Stadt. Ein Meer von weißen Häusern, zahllosen Kuppeln und Minarets ist so mit Dattelpalmen durchsetzt, daß man immer nur hier und da Etwas aus dem Grünen lugen sieht. Die ganze Stadt ist mit einer meilenlangen 20 bis 30 Fuß hohen Mauer umgeben, welche mit auf Bogenschußweite entfernten hohen viereckigen Vertheidigungsthürmen besetzt ist. Zahlreiche Thore mit Fallgatter und eisenbeschlagenen Thüren geben rohen Wächtern unablässig Gelegenheit, den öffentlichen Verkehr zu stören, um hier und da eine Kupfermünze zu erpressen. Vielfach sind die zahlreichen Wasserläufe mit Bohlen oder Steinen zugedeckt. Sie arbeiten murmelnd unablässig, treiben Mühlen, speisen Bäder, durcheilen erquickend jede Häuslichkeit. Hinter der verwunschenen Märchenstadt aber vereinigen sich alle tausend Wassersträhnen wieder in ein Flußbett. Der schäkernde Uad muß dort nicht immer freundliche Erfahrungen gemacht haben, denn bald sieht er trübe und mürrisch aus und fließt wie andere Flüsse in den Sebu. Dort weiß er nicht viel Lustiges zu erzählen, erschwert nur die Passage in den Furten, ängstigt Maulthiere, verschlingt Koffer, macht Papiere, Feuerzeuge und Uhren naß und thut sich noch sehr wichtig dabei

Sultan Muley Ismael begehrte die natürliche Tochter Ludwig XIV. und der la Vallière ohne Erfolg zur Frau. Um ihr ein Heim zu bieten, daß sie Paris nicht vermissen sollte, erbaute der Sultan die Kasba von Mequineß. In schier unendlicher Ausdehnung ist daraus eine Stadt geworden, die heute noch die sauberste im Lande zu nennen ist. Breite Straßen, viele große Plätze, und die durch feste Mauern umgebene Residenz ist für 100,000 Menschen gedacht, beherbergen aber nur den dritten Theil. Die feste Schutzwehr war nöthig wegen der unbequemen Nachbarschaft der aufsässigen und kriegerischen Beni Hassan-Stämme. Zahllose ummauerte Höfe, vielleicht anfangs zur Aufnahme einer Schutzgarnison gedacht, dienen heute Gärten, Gestüten von Pferden und Straußen und anderen Menagériethieren. Manche Paläste sind niemals fertig geworden, andere wieder in landesüblichem Verfall. Schatzhäuser, Gefängnisse, Vorrathsmagazine fordern immerhin einen ziemlich großen Apparat zur Verwaltung und Schutz; da der Sultan den Aufenthalt in Mequineß liebt, lebt auch die Stadt mit von dem Ueberfluß der Hofhaltung und fühlt sich wichtig als Residenz.

Man fabrizirt hier jene im ganzen Orient so beliebten glasirten Ziegel, mit denen die Wände geschmückt werden und die reiche Verwendung im Innern und Aeußern der Häuser macht einen wohl-

thuenden Eindruck auf das Auge und verleiht dem Ort das Ansehen von Eleganz und Reinlichkeit. Die zahlreichen Juden leben hier in etwas mehr Freiheit als sonst im Lande. Der Bewohner von Mequineß gilt überhaupt für intelligenter als seine übrigen Landsleute.

Zu der Zeit, als der Nordwesten Afrikas aus vielen von einander unabhängigen Reichen bestand, waren die Stämme in der Tensiftebene die stärksten. Erst bei der Vereinigung mit Fez wurde der Name ihrer Hauptniederlassung Makaresch oder Marokko als Fez und Marokko auf das ganze Reich übertragen. Der Sultan residirt hier einen Theil des Jahres. Der äußere Eindruck der weit ausgedehnten Stadt in den Ausläufern des Atlas ist wunderbar schön. Haine von Dattelpalmen und Gruppen riesiger Fächerpalmen durchsetzen Mauerwerke aller Art. Gegen hundert Minarets und zahlreiche Kuppeln spannen die Erwartung des Pilgers, der nach mühseligem Wüstenweg endlich das ersehnte Ziel erreicht. Von Norden kommend, überschreitet man den ansehnlichen Tensift auf einer imposanten massiven Bogenbrücke von fast 700 Schritt Länge. Wie in Fez, bewässert auch hier der Fluß Issel die Gärten zu strotzender Pracht. Wie ein dunkles Geheimniß liegen die Paläste des Sultans hinter Schloß und Riegel. Alles ohne Ausnahme, wohin das Auge trifft, ist dem Ver-

fall preisgegeben. Die Bevölkerung, kaum zwei Drittel so stark wie die von Fez, ist gänzlich vernegert. Wunderbar nehmen sich zwischen dieser dunkelfarbigen Gesellschaft vereinzelte hellblonde Ausnahmen aus. Es mögen dies wohl Ueberbleibsel gothischer oder vandalischer Einwanderung oder Nachkommen germanischer Gefangenen sein. Der Handelsverkehr in den Bazars erinnert an den verflossenen Berliner Mühlendamm in Fünfzigpfennig-Bedürfnissen. Etwa 6000 Juden in abgeschlossenem Stadttheil verkommen hier in Unterdrückung und Schmutz. Ninive und hundert andere riesige Weltstädte verfielen im Laufe der Zeit. Verschüttet, vergessen, hat die Forschung von Gelehrten zuweilen erst wieder den Namen entdecken müssen. Dann, bei dem Funde so vieler Zeugen einstiger Pracht begreift man nicht, wie solche Vernichtung vor sich gehen konnte. Hier in Marokko, der sogenannten Hauptstadt des sogenannten Reiches, kann man diesen Prozeß noch mit eigenen Augen ansehen. Wenn in späteren Jahrhunderten Zukunftskulturmenschen vom Kongo wissenschaftliche Expeditionen nach Europa machen werden und in ihren Ausgrabungen die Bierpaläste und Pferdebahngeleise von Berlin entdecken werden, wird die Residenz Marokkos gänzlich Wüste geworden sein und kein Schakal sich erinnern, daß es da noch was zu holen giebt. Segen auf das Haupt des Propheten!

Den Glanz der Stadt schufen die Dynastien der Almohaviden und Almohaden. Nach ihnen residirten die Kalifen in Fez. Der Karawanenverkehr der Oasen an und in der Sahara nach der Küste des Atlantischen Oceans geht über Fez oder über Marokko und erreicht sein Ziel in Kasablanka oder Mogador. Es ist gut, diese beiden Orte zu kennen, weil sie die natürlichsten Objecte für Bombardements sind. Diese Zerstreuung ist ihnen denn auch alle 50 Jahre zu theil geworden. Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer und Engländer haben dadurch die öffentliche Entrüstung in ihren Ländern beruhigt, zuweilen auch mal ein paar Tausend Franken für einen erschlagenen landesangehörigen Juden oder ein geplündertes Schiff bekommen. Der Effect aber hat für die Marokkaner immer nur den Beigeschmack von Komik. Während des Bombardements fliehen die Einwohner aus dem Ort. Etwa beschädigte Lehmhütten sind in ein paar Tagen wieder hergestellt, aber Häuser, die europäischen Kaufleuten und Consuln vernichtet sind, entzünden einen jahrelangen diplomatischen Federkrieg zwischen den Mächten. Das einzig Richtige ist die Besitznahme eines geeigneten Ortes mit nutzbringendem Hinterland. Heutigen Tages aber gönnt keine Macht der anderen einen Stein, selbst den nicht, den sie selbst gar nicht brauchen könnte. Kasablanka mit seinen 10,000 Einwohnern

ist ein wahres Modell einer marokkanischen Küstenstadt. In langem Rechteck, mit hoher Mauer umgeben, mit ein paar Minarets geschmückt, liegt diese Perle am brandenden Meeresufer. Ein Hafen existirt nicht, die Schiffe müssen auf der Rhede verankern, und selbst kleine Fahrzeuge sind durch an der Küste verstreute Felsenriffe bei der Landung gefährdet. Der Hauptschutz der Stadt scheint ihr Gestank zu sein. Mauern, Thürme, Häuser sind nur von Lehm hergestellt. Die Juden haben hier kein abgeschlossenes Stadtviertel zu bewohnen, und im Verkehr des Handels und täglichen Lebens athmet Alles Willkür, Rohheit und Habsucht. Um den Erpressungen der Machthaber zu entgehen, ist ein großer Theil des Grundbesitzes entweder thatsächlich oder nominell der Moschee verschrieben. Um gegen persönliche Plackereien geschützt zu sein, nehmen viele marokkanische Kaufleute Juden, Diebe und Schurken fremder Nationalität an und stellen sich in den Schutz der Consuln. Die Consuln regieren hier, oder vielmehr thun Alles, was sie vermögen, um den Gouverneur zu einer Null herabzudrücken. Je brüsker irgend Etwas durchgesetzt wird, desto glanzvoller steht die betreffende Macht da. Der Bakschisch spielt in allen Sphären große Rollen. Es gehört schon ein recht ausgekochtes Jungchen dazu, um sich in den abgefeimten Verhältnissen zurecht zu finden; daß

dabei auch mal ein Mensch, der Rockstroh heißt, das Leben verliert, wird in Kasablanka kaum bemerkt und hätte beinahe unsere ganze Flotte in Gemüthsbewegung versetzt. Die Verhandlungen mit dem guten Sultan haben für jeden gebildeten Menschen und jede europäische Macht immer einen Beigeschmack von Beschämung und Erniedrigung. Die Art und Weise, wie unsere Gesandten empfangen oder nicht empfangen werden, grenzt immer dicht an Beleidigung. Oft mag es nicht so beabsichtigt sein und das alte Ceremoniell dieser aufgeblasenen, orientalischen Würde für dummes Volk gemacht sein. Mittlerweile sind aber so viel Marokkaner mit Europa in Berührung getreten, daß man verlangen kann, daß mit blumenreichen Redensarten sich einige Höflichkeit verbinden möchte. Der König Kalakaua wurde von Barnum für Geld gezeigt, und der Schah von Persien hatte wie jener keine Ahnung davon, daß er bei seiner Reise in Europa durch seine Ansprüche nur zur Heiterkeit beitrug. Beide hielten sich für den Mittelpunkt des Weltalls und alle übrigen Menschen für ihre Sklaven. Der arme Sultan von Marokko besitzt etwa zwanzig bis dreißig befestigte Harems, in denen sich etwa zwei- bis dreitausend Beamte mästen. Außerdem hält er eine Prätorianer-Armee von zehn- bis zwölftausend Tagedieben, die durch besondere Vorrechte, Rangstellung, Nahrung, Kleidung und Nachsicht gegen

geschehene und noch zu erwartende Verbrechen an die Person des Sultans gefesselt sind. Aus den Zeiten der ersten Eroberung her wird gewohnheitsmäßig von Stämmen, Städten, Gewerken, Handel, Heerden und allem nur denkbaren Besitz Tribut und Steuer verlangt und nun schon zum dritten Theil im Reich nicht mehr gezahlt. Die ganze Regierungskunst des Sultans und seiner Machthaber besteht nunmehr darin, Geißeln zu nehmen, Juden zu drangsaliren, vorlaute Unzufriedene zu vergiften und die eigenen Unterthanen nächtlicherweile zu überfallen und zu schinden. Wenn ein Tribus drei Jahre keine Steuern gezahlt hat, wird die Armee mobil gemacht, wie ein Blitz auf ihn geworfen, ein Blutbad angerichtet, Alles, was nur möglich ist, zerstört, geplündert und mit dem Raub der Heerden siegreich heimgezogen

So geht diese Art der Verwaltung schon seit Jahrhunderten. Je jähzorniger, je grausamer, je gewaltthätiger ein solcher Kalif ist, desto sicherer ist er der Bewunderung seiner Pflegebefohlenen. Er thut es ja im Namen des Propheten. Im ganzen Reich existirt kaum noch baares Geld, trotzdem die Berliner Münze für diese Biedermänner mit Hochdruck Kupfermünzen prägt. Was ist da zu verwundern, wenn das wie eine Belästigung aussieht, wenn am Horizont Abgesandte und Consuln erscheinen mit Wünschen und Klagen, daß Rockstroh erschlagen ist. Wenn das eine

Genugthuung wäre, dafür hundert Unterthanen am Speer zu braten, so würde das sofort geschehen. Es soll aber Geld gezahlt werden; das ist ein wirklich unbilliges Verlangen. Alles, was geschieht, geschieht nicht zum Nutzen der Allgemeinheit, sondern immer zum Possen für Besondere. Im südlichen Theil schien sich eine Art Seehandel entwickeln zu wollen und wurde von den Stämmen dem Sultan ein Pränumerando-Tribut vorenthalten. Zur Strafe dafür wurde viel nördlicher davon vom Sultan ein Hafen ausgebaut und die befestigte Stadt Mogador angelegt. Felsen wurden gesprengt, Molen gelegt, von italienischen, spanischen und portugiesischen Baumeistern eine Stadt gebaut. Mauern, Thürme, Bastionen umgaben schützend die junge Schöpfung; aus dem ganzen Reich wurden durch Versprechungen und Steuerfreiheit Marokkaner, Juden, Christen und Mauren hingelockt, ihnen die Häuser, Bazare und was sonst noch da ist, vermietet, verpachtet und verkauft. Nun gedieh aber der Ort wunderbar; die Stadt präsentirt sich von allen Städten im Reich am saubersten, freundlichsten, elegantesten; sie sieht fast europäisch aus. Nach dem Hafen kamen Schiffe, die Umgegend wurde ein Paradies von Fruchtbarkeit und auch die Karawanen aus dem Innern nahmen Mogador zu ihrem Ziel. Natürlich that dem Sultan nun leid, den Einwohnern so viel Erleichterungen und Rechte gegeben zu haben.

Diese Schwäche dauerte aber nicht lange, nun sind die armen Einwohner fast mehr bedrückt als andere. Da doch Marokko auch Alles haben muß, was Andere haben, ist auf der am Hafen liegenden Felseninsel auch eine Quarantäne eingerichtet, mit der denn auch die üppige Schifffahrt etwas eingeschränkt wird. Wer aber zahlt, könnte selbst mit gelbem Fieber frei passiren.

Im Süden von Mogador befinden sich noch Territorien, welche die Regierung des Sultans die Provinzen Draa, Sus, Nun und Henscham nennt. Das ist nur ein Spaß, den ihnen Niemand verwehrt. Tribut aber ist noch niemals an Marokko gezahlt worden, auch niemals ein marokkanischer Gouverneur oder Soldat dort gewesen. Die Bevölkerung unterscheidet sich auch wesentlich von ihren nördlichen Nachbarn und gravitirt mehr nach dem östlichen Innern hin. Eine eigenthümliche Sekte, die der Marabuts, strahlt von hier aus. Ursprünglich sollen aus den maurisch-theologischen Schulen aus Spanien vertriebene weise Männer hierhergekommen sein, um die Neger zum Islam zu bekehren. Sie ergänzen sich durch gläubige Fanatiker, tragen niemals Waffen, lehren, betteln und haben sich in den Geruch der Heiligkeit gebracht. Namentlich Frauen schwören Stein und Bein auf ihre Unfehlbarkeit. Sie beseitigen Unfruchtbarkeit durch gemeinsame inbrünstige Gebete

und finden gleich den Thäter, wenn irgendwo Etwas gestohlen ist. Sie besprechen das Blut, verkaufen Geheimmittelchen und rasiren, daß das Blut nur so kleckert. Hat aber einer von diesen heiligen Männern das Glück zu sterben, bekommen sie auf Gemeindekosten eine Begräbnißkapelle mit Kuppel, ein anderer Bettel-Marabut setzt sich hinein und dann hat das Beten, Spenden und Pilgern kein Ende. Bei so bequemer Lebensweise ist denn auch der ganze Orient mit Kubbas übersät, und es ist wohl ziemlich sicher anzunehmen, daß diese Art Heilige noch lange nicht aussterben werden.

Das Sultanat Marokko ist hiermit noch nicht abgeschlossen, sondern östlich des Atlas bis an die Grenze der Wüste Sahara leben, halb nomadisirend, halb in Oasen, in Rohrhütten und Zelten seßhaft, eine Anzahl Stämme, die aus Instinkt der Selbsterhaltung vom Sultanat sehr gehätschelt werden. Jede Unbotmäßigkeit bleibt ungerügt, jede Tributweigerung bleibt unbemerkt. Geschenke werden ausgetauscht, Auszeichnungen, Vorrechte verliehen, Familienverbindungen mit diesen Negern angeknüpft. Fast alle hohen Verwaltungsposten und Würdenträger sind Neger aus Taffilet. Sie sind die Macht, die Stärke der Regierung, ihre Ansprüche aber auch zugleich ihre Sorge, Angst und Noth. Hier in der Oase Taffilet wohnen nämlich tausende Schürfa,

d. h. unbezweifelte Nachkommen des Propheten. Jeder trägt einen grünen Turban und im Herzen den Anspruch auf den Thron des Kalifen. Jeder wartet auf den rechten Augenblick, sein Recht zu verlangen, während er anscheinend unbekümmert um das Treiben der Welt wie andere Menschen durchs Leben geht.

Abuam ist das Centrum des Handelswesens der Westseite der Sahara. Hier finden die großen Messen statt, die aus allen Himmelsrichtungen die Karawanenzüge versammeln, um dann strahlenförmig wieder den Austausch der Waaren und Früchte zu vermitteln. Durch die Oase Taffilet führen die Wege nach Norden bis Oran, nach Westen über Marokko und Fez nach Kasablanka und Mogador. Nach dem Innern ist Abuam in Verbindung mit Tuat, Tidikelt, Sala, Arb-Aulef.

Die höchste geistliche Person ist der Groß-Scherif von Uesan, gewissermaßen der mohamedanische Papst, und selbst der Sultan in Glaubenssachen machtlos gegen ihn. Ich wünsche dem Sultan, wenn ich überhaupt ihm etwas zu wünschen hätte, daß unser Miquel oder ein preußischer Regierungsrath ihm hülfe, die Kirchengüter zu konfisziren und Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Dann aber etwas weniger Würde und mehr Höflichkeit. Der ägyptische Hyxos-König Necho, etwa 1700 vor Chr., verband den Nil mit dem Rothen Meer durch einen Canal und befahl

die Umschiffung Afrikas. Die dazu bestimmten Schiffe erreichten nach langer Fahrt etwa die Westküste am Wendekreis des Krebses. Da es ihnen an Nahrungsmitteln fehlte, waren sie genöthigt, zu säen und die Ernte abzuwarten. Danach kehrten sie nach fast zweijähriger Abwesenheit nach Aegypten mit dem Resultat zurück, daß eine Umschiffung des dunklen Erdtheils nicht ausführbar sei. Herodot erzählt von diesen Seefahrern, daß sie die Säulen des Herkules zwischen Europa und Afrika passirt hätten. Es ist wohl anzunehmen, daß Herkules damit nichts zu thun hat. Im Hebräischen heißt ha-Rockel der Kauffahrer, woraus sich wohl das Wort Herkules herausgebildet haben mag. In den ägyptischen Gräbern der XII. Dynastie, also 2500 v. Chr, findet sich schon vielfach Bernstein als Schmuck, der doch wohl gewiß auf dem Seewege dorthin gekommen sein wird. Schon damals werden die „Säulen der Kauffahrer" Zeugen reger Handelsschifffahrt gewesen sein. An phönikischen Andeutungen fehlt es nicht, daß auch sie mindestens bis zu den Canarischen Inseln vordrangen, und als die Karthager ihre Erbschaft antraten, bezeugen mehrere Colonien an der afrikanischen Westküste, wie weit ihr Arm reichte. Dem Arm aber gebrach es an Kraft, denn durch freche Ueberfälle römischer Küstenpunkte durch unter Oberhoheit stehender Unterhäuptlinge wurde Rom Veranlassung zu den

punischen Kriegen gegeben, die Karthago mit dem ganzen Nordwesten Afrikas zur römischen Provinz machten.

Marokko wurde unter dem Namen Mauritanien unter Kaiser Claudius mit Numidien vereinigt. Später schlug man den Theil von Tanger als Tingitanien zur Provinz Hispanien. Im fünften Jahrhundert überschwemmten Vandalen, Gothen und Sueven den ganzen Nordwesten Afrikas und herrschten fast 200 Jahre daselbst, bis der oströmische Feldherr das Vandalenreich eroberte. Um das Jahr 700 begründete Akbah ben Nafi die Araberherrschaft über Marokko fast schon in der heutigen Ausdehnung. 710 setzten Musa und Tarik über die Meerenge, besetzten den isolirten Felsenkegel Djebel-el-Tarik (Gibraltar) und eroberten ganz Spanien. Die erste erobernde und herrschende Dynastie, directe Nachkommen des Propheten, waren die Edris, die 200 Jahre regierten. Ihnen folgten für 100 Jahre die Magraa und Ifran, dann bis 1144 die Almoraviden. Darauf regierten Ben-Merien bis 1529, um die Macht an die Scherifen der Oase Taffilet abzutreten, deren einer heute noch Kalif ist. Mohamed würde sich sehr wundern, wenn er sehen würde, daß seine Nachkommen fast Mohren geworden sind. Das mag aber wohl von den schwarzen Störchen herkommen, die sich dort in der Gegend finden mögen.

In dieser Reihe der Dynastien des mehr als 1000jährigen Reichs hat es große Männer und Zeiten des Glanzes gegeben. Ende des 15. Jahrhunderts beherrschte Kunst und Wissenschaft der Araber die gebildete Welt. Vieles davon ist so in unser eigenes Fleisch und Blut gedrungen, daß wir des Ursprungs uns gar nicht mehr bewußt werden. Die Vertreibung aus Spanien hat dem Mohamedaner unauslöschlichen Haß gegen den Christen eingeimpft und jeden Tag könnte ein geringfügiger Anstoß genügen, einen vernichtenden Feuerstrom über Europa zu entfesseln, wenn die Einmüthigkeit dem Islam unwiderstehliche Kraft gäbe. Hader und Spaltungen, Lethargie und mangelhafte Bewaffnung der schwarzen Brüder, haben bis jetzt die Civilisation des 19. Jahrhunderts vor dieser Geißel bewahrt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zahlten die meisten seehandeltreibenden sogenannten Mächte Tribut an die Raubstaaten, um nicht behelligt zu werden, und wenngleich das zwar heute schon aufgehört hat, ist es doch lehrreich, es hier noch ausdrücklich zu erwähnen.

Bis 1845 zahlte Nord-Amerika 15,000 Dollar, bis 1815 Oesterreich 10,000 Gulden, Holland 15,000 Thlr., Schweden 20,000 Thlr. und Dänemark ebensoviel. Mit Portugal und Spanien ist Marokko alle Augenblick im Krieg mit wechselndem Glück gewesen, mit allen übrigen Staaten dauernd in unliebsamen Aus-

einandersetzungen. Jeder Küstenort ist schon bombardirt worden, manches Mal auch eine geringe Contribution eingetrieben; immer aber ein Jammervergleich oder sogenannter ewiger Friede gemacht, der den schwarzen Brüdern nur die Ueberzeugung ihrer Unangreifbarkeit und Größe bis zum Hohn gesteigert hat. Die europäischen Großmächte haben hier künstlich den Größenwahn gezüchtet, mögen sie in unserem kanonischen Zeitalter bessere Belehrung schaffen.

— Ultima ratio!

Faber'sche Buchdruckerei, Magdeburg.

Korff, Emanuel

Weltreise-Tagebuch

Bd.: 5

Magdeburg 1895

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11630521-9